

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2013

**Die Texte der
Preisträger**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 01) **Vorwort** S. 1
Schnibben, Cordt
- 02) **Beste politische Reportage** S. 7
Blasberg, Anita / Kohlenberg, Kerstin, „Die Klimakrieger“
- 03) **Bestes Interview** S. 26
Schumacher, Hajo / Stuckrad-Barre von, Benjamin,
„Ohne unsere Frauen wären wir jetzt tot“
- 04) **Bester Essay** S. 53
Uchatius, Wolfgang, „Jan Müller hat genug“
- 05) **Bester freier Reporter** S. 64
Jeska, Andrea, „Der Mann, der die Wüste aufhielt“
- 06) **Beste Lokalreportage** S. 81
Al-Mer, Meral / Vogelsang, Lucas, „Sie nannten sie Titten-Gitti“
Sudholt, Eva, „Mein Freund Jürgen“
- 07) **Freistil** S. 102
Albrecht, Bernhard, „Und Frieda lebt doch“
- 08) **Sonderpreis** S. 119
Haberl, Tobias / Stefanidis, Alexandros / Steffen, Alfred,
„Sagen Sie jetzt nichts, Peer Steinbrück“
- 09) **Beste Web-Reportage** S. 122
Gieselmann, Dirk, „Werbung für den Handball“

10) **Beste Reportage**

(Anm. der Redaktion: Preisträger in dieser Kategorie war Claas Relotius mit "Der Mörder als Pfleger". Gegen Relotius gab es im Dezember 2018 schwerwiegende Betrugsvorwürfe, daher haben wir den Text aus dem Sieger-Reader entfernt. Claas Relotius hat seinen Preis zurückgegeben.)

Vorwort

Cordt Schnibbens Rede zu Beginn der Preisverleihung am 2. Dezember 2013

(Begrüßung der Teilnehmer, Dank an die 57 Vorjuroren und die 20 Juroren, Dank an die Geldgeber)

Seit acht Jahren versuchen wir mit dem Reporter-Forum die Qualität unserer Texte, unserer Reportagen, Essays und Interviews zu verbessern. Schaut man auf die Verkaufszahlen der Zeitungen und Zeitschriften, muss man das Gefühl haben, wir werden immer schlechter. Wir alle haben ein gesundes Selbstbewusstsein, darum sagen wir uns: Es gibt Dinge, die außerhalb der Qualität unserer Arbeit liegen. Der Leser findet heutzutage einen Weg, sich zu informieren, ohne für Zeitungen und Zeitschriften zu bezahlen, im Netz.

Wie reagieren wir darauf? Erstens: Wir fangen an, unsere Zeitungen und Zeitschriften über Probeabos zu verschenken. Wir packen Bohrsets dazu, Fahrräder, Tablets. Alles, um dem Leser zu signalisieren: Eigentlich ist unsere Arbeit nicht so viel wert, wie wir dafür nehmen. Nehmt doch noch mal diesen Rucksack dazu, dann lest ihr vielleicht auch ein bisschen. Zweitens: Wir errichten Paywalls. Inzwischen haben 42 deutsche Zeitungen Paywalls errichtet. Wenn man sich vor Augen hält, dass die beste Tageszeitung der Welt, die „New York Times“, 97% ihrer Leser nicht davon überzeugen konnte, für das Angebot im Netz bezahlen, dann scheint das für die „Berliner Zeitung“, die „Münchner Abendzeitung“ oder auch die „Süddeutsche Zeitung“ ein schwieriger Weg zu sein. Drittens haben wir das E-Paper erfunden, das heißt, wir nehmen unser Printerzeugnis, packen ein paar Videos dazu und glauben, so würde der E-Paper-Leser unsere Printtexte schon irgendwie schlucken. Täglich verkaufen sich 380.000 E-Paper von Tageszeitungen in Deutschland. Das klingt nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

schlecht. Wenn man es aber vergleicht mit den 20 Millionen Tageszeitungen, die täglich verkauft werden, dann zeigt sich, dass das ein entmutigender Anfang ist. Viertens: Wir Journalisten sagen: Wir schreiben unsere Texte, machen Interviews, schreiben Essays – sollen sich doch die Verleger darüber Gedanken machen, wie das Ganze verkauft wird. Über Konzepte nachdenken, Strategien entwickeln, das ist nicht unser Job, das sollen gefälligst die Verleger machen. Fünftens: Sehr weit verbreitet, noch weiter als das vierte Argument: Bloß nicht darüber reden! Wenn wir unsere Strukturprobleme zum Thema in unseren Blättern machen, dann machen wir alles noch viel schlimmer – und so schlimm ist es ja gar nicht.

Ich habe mich in den letzten Monaten auf sehr vielen internationalen Konferenzen herumgetrieben, die sich beschäftigt haben mit unseren Problemen und unserer Zukunft. Da traf ich immer wieder auf Mario Garcia. Das war mal der Red Adair des Printjournalismus. Vor Jahren wurde er immer gerufen, wenn Zeitungen und Zeitschriften nicht mehr liefen. Er ist vor drei Jahren komplett umgestiegen auf digitalen Journalismus und erzählte auf den Konferenzen die schöne Geschichte: Immer wenn er in Deutschland gerufen wird, dann lässt er erst mal einen großen LKW vorfahren und räumt die Kuscheltiere aus den Redaktionen. Er sagt: „In Deutschland haben viele Journalisten Teddybären in ihren Büros sitzen.“ Kuscheltiere sind für Kinder, die sich keine Sorgen machen wollen. Daher mein Rat an uns: „Kill your teddy bear“, wenn du in ein paar Jahren noch guten Journalismus machen willst, der seine Käufer findet.

Im Atrium des „Spiegels“ hängt ein sehr schöner Spruch von Rudolf Augstein: „Sagen, was ist“ – eine Maxime für uns Journalisten, die immer noch Gültigkeit besitzt. Und so, wie wir über die Probleme der Stahlindustrie schreiben, der Autobranche oder Luftfahrt, genauso müssen wir über die Strukturprobleme unseres Berufszweiges schreiben. Ich hatte das Vergnügen, in diesem Jahr durch einen Text („Breaking News“) ungefähr 15 journalistische Freunde zu verlieren und 1500

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Follower zu gewinnen – ich muss mir noch Gedanken darüber machen, was letztlich schwerer wiegt. Besonders Kollegen der „F.A.Z.“, der „Zeit“, der „SZ“ haben mir vorgeworfen, ich würde unsere Branche in eine Krise reden, die sie gar nicht hat. Und je länger diese Debatte andauerte, desto mehr kam ich mir vor wie dieser Dorfpolizist in „Der weiße Hai, Teil 1“, gespielt von Roy Scheider. Das ist ein Mensch, der entdeckt auf hoher See einen großen weißen Hai, geht zu seinem Bürgermeister und sagt ihm: „Wir müssen was tun, es ist besser, wenn wir den Strand räumen.“ Der Bürgermeister antwortet: „Pscht, red’ nicht drüber, mach’ unsere Badegäste nicht verrückt!“ Genau so denken auch viele Printkollegen: Lass’ uns nicht darüber reden, damit verschrecken wir die Leser noch mehr und vor allem die Anzeigenkunden. Ich weiß aber, dass da draußen dieser weiße Hai ist und dass da nicht nur ein weißer Hai ist, sondern eine ganze Horde von weißen Haien, die auf einer Tsunamiwelle auf unsere Strände zureiten.

Darum habe ich mich auf den Weg gemacht durch die Redaktionen, recherchiert in acht Tageszeitungen. Immer wenn das Tonbandgerät ausgeschaltet war, dann hörte ich von den Chefredakteuren: „Ja, wir wissen: E-Paper und Paywall sind keine Lösung, das wird uns auf Dauer nicht helfen.“ Was kommt dann? „Der Darwinismus.“ Jeder gegen jeden. Der Darwinismus ist längst da. Die Tageszeitung will sein wie die Wochenzeitung, die Online-Medien wollen so gut sein wie die Printmedien, eine Wochenzeitung wie die „Zeit“ fängt an, Lokaljournalismus zu machen, Nachrichtenmagazine wollen sich entwickeln in Richtung Meinungsblatt. Dieser Kampf um den gut zahlenden Leser ist längst da, ebenso wie der Kampf um die gut schreibenden und recherchierenden Journalisten.

Wie sollen wir reagieren? Erstens, ganz einfach durch noch mehr Qualität, darum sind Veranstaltungen wie das Reporter-Forum oder Netzwerk Recherche ein kleiner Weg, besser zu werden. Zweitens brauchen wir ein ganzheitliches Denken, ein transmediales Denken, ein Denken darüber, wie wir dasselbe Thema in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verschiedenen Kanälen unterschiedlich und jeweils adäquat erzählen. Drittens: Wir dürfen die Digitalisierung nicht fürchten, sondern wir müssen sie nutzen. Wir müssen die Kraft, die in dieser Entwicklung steckt, für die Weiterentwicklung unseres Journalismus nutzen. Dafür müssen wir nicht auf die „New York Times“, den „Guardian“ oder „National Geographic“ schauen, sondern müssen auf die Ansätze schauen, die es hier in unserem Land gibt, bei „Zeit online“, „sueddeutsche.de“, bei „Spiegel Online“, „Welt.de“ oder bei einer so innovativen Seite wie die der „Berliner Morgenpost“. Viertens – und das wird das Schwierigste werden in den nächsten Jahren: Wir müssen den Mut und die Kreativität haben, dass wir unseren Journalismus in neue digitale Medien transformieren, die Möglichkeiten des mobilen Netzes ausschöpfen, unsere Inhalte auf Tablets und Smartphones so mischen und präsentieren, dass wir neue Leser finden, die an Journalismus andere Anforderungen haben als der Printleser vor dreißig oder zwanzig Jahren. Nur wenn wir so neue Erlöse finden, können wir den Journalismus, wie wir ihn heute schätzen, erhalten. Wenn wir das nicht schaffen, werden wir zugrunde gespart. Das haben mir letztendlich alle Chefredakteure gesagt.

Einer der großen Vorteile der Digitalisierung ist der Dialog. Wir kommen in eine viel größere Interaktion mit dem Leser. Er hat viel mehr Möglichkeiten, uns zu sagen, was er mag und nicht mag. Deshalb möchte ich heute Abend einen kleinen Versuch starten: die erste interaktive Rede. Dazu brauche ich Ihre Mitarbeit. Wenn Sie stehen, heißt das Nein, wenn Sie sitzen, heißt das Ja.

Erste Frage: Wer zahlt im Moment aus eigener Tasche eine Online-Seite?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Zweite Frage: Wer bezahlt aus eigener Tasche ein Printmedium?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dritte Frage: Wer würde aus eigener Tasche 750 Euro für eine Tageszeitung bezahlen – das ist ungefähr der realistische Preis, bei dem wir in zwei bis drei Jahren stehen werden?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Vierte Frage: Wessen Kinder lesen eine Tageszeitung?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Fünfte Frage: Wer glaubt, dass er, wenn er mal Kinder hat, diese davon überzeugen kann, eine Tageszeitung zu lesen?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Sechste Frage: Wer glaubt immer noch, dass Printjournalismus der bessere Journalismus ist?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Siebte Frage: Wer glaubt, dass Borussia Dortmund in diesem Jahr die Champions League gewinnt?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Achte Frage: Wer glaubt, dass er heute den Reporterpreis gewinnt?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Neunte Frage: Wer ist für den Reporterpreis nominiert?

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

Applaus für die Nominierten!

Letzte Frage: Wer ist für den Deutschen Reporterpreis nominiert und bezahlt aus eigener Tasche ein Printmedium? Das sind die wahren Helden, weil sie den Journalismus von zwei Seiten retten.

(Gäste stehen auf oder bleiben sitzen)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einer, der sich aufopfert für den Journalismus, spielt heute eine besondere Rolle. Er schreibt, er redet, er quatscht, er ist Radio- und Fernsehmoderator, er ist Schriftsteller, lehrt an Journalistenschulen, moderiert Journalistenpreis-Veranstaltungen – inzwischen wohl jeden; er hätte längst das Bundesverdienstkreuz verdient für diese Arbeit und wird sicher irgendwann den Henri-Nannen-Preis für sein Lebenswerk bekommen. Für uns ist er in eine Doppelrolle geschlüpft: Juror und Moderator. Es gibt nur einen, der das kann. Herzlichen Dank an Jörg Thadeusz.

Beste politische Reportage

Laudatio: Christine Westermann

Es ist der Klassikersatz auf solchen Veranstaltungen: „Die Jury hat es sich nicht leicht gemacht“. Das stimmt oft, aber nicht immer. Unserer Jury ist es nicht wirklich schwer gefallen, den Preisträger für die beste politische Reportage auszuzeichnen. Ein Auszug aus der Lobesliste: „Hervorragendes Stück Journalismus; fabelhafte Aufklärung im besten Sinne; Riesenrecherche; wahnsinnige Fleißarbeit“. Eine Schweizer Kollegin, die hier unten im Saal sitzt, hat das wunderschön formuliert in unserer Diskussion vorhin: „Ich bin schon fast so verzweifelt am Umweltschutz, eigentlich wollte ich nichts mehr darüber lesen. Dann aber hat mich diese Reportage fast atemlos lesen lassen – das war spannend wie ein Krimi und hat meine Urteilskraft gestärkt.“ Etwas Schöneres kann man über so eine Reportage eigentlich nicht sagen. Das ist eine politische Reportage, die bewegt; die etwas öffentlich macht, was unbedingt an die Öffentlichkeit kommen muss, was die Öffentlichkeit braucht: dass PR-Leute, die von der Industrie bezahlt werden, der Welt seit Jahren weismachen wollen, dass es die Erderwärmung überhaupt nicht gibt. Der Preis für die politische Reportage, erschienen in der „Zeit“ vor einem Jahr geht an zwei Frauen: Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg – für ihren Text „Die Klimakrieger“.

Die Klimakrieger

Wie von der Industrie bezahlte PR-Manager der Welt seit Jahren einreden, die Erderwärmung finde nicht statt. Chronologie einer organisierten Lüge

Von Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg, Die Zeit, 22.11.2012

Marc Morano sät den Zweifel per Tastendruck. Er sitzt im Fond einer schwarzen Lincoln-Town-Car-Limousine und bedient seine wichtigste Waffe, den Laptop. Draußen fliegt der Herbstwald vorbei, Morano lädt eine neue Schlagzeile auf seine Website: »Die amerikanische Umweltbehörde wird beschuldigt, Menschenversuche durchzuführen«.

Der Wagen hat Morano vor einer halben Stunde vor seinem großen Haus in einem Vorort der amerikanischen Hauptstadt Washington abgeholt, jetzt gleitet er zum Fernsehstudio des Nachrichtensenders Fox News. Dort hat Marc Morano seinen nächsten Einsatz.

Nächste Woche, am 26. November, treffen sich die Umweltminister und Regierungschefs der Welt in Doha am Persischen Golf zum UN-Klimagipfel. Sie wollen neue Maßnahmen gegen die Erderwärmung beschließen. Morano will das verhindern.

Morano ist kein Klimaforscher. Er kann weder den Atmosphärendruck der Erde berechnen noch Temperaturdaten analysieren. Morano ist PR-Manager. Er ist gut darin, eine Botschaft so zu vermitteln, dass sie jeder versteht.

Als Schüler, in den achtziger Jahren, half Morano den Republikanern im Wahlkampf. Er rief wildfremde Leute an und erklärte ihnen, weshalb Ronald Reagan der bessere Präsident sei. Später, nach dem Politikstudium, arbeitete er als Vertreter einer Abflussreinigungsfirma. Morano kann so ziemlich alles verkaufen.

Jetzt, bei Fox News, ist er zu Gast in der Verbrauchersendung Money with Melissa Francis. Es geht um erneuerbare Energien. Morano sitzt vor einer schwarzen Studiowand. Die Kamera zoomt ihn heran, und Morano erscheint in Amerikas Wohnzimmern: ein kräftiger Mittvierziger mit Anzug und Krawatte. Er lächelt freundlich, aber das täuscht. Morano schafft es immer wieder, seine Gegner zu provozieren. Kürzlich fiel er bei einer Fernsehdebatte einem bedächtig sprechenden Klimawissenschaftler so oft ins Wort, bis der ihn erschöpft ein »Arschloch« nannte. Es war der Moment, in dem Morano gewonnen hatte.

Diesmal sitzt er allein im Studio, er gibt den sachlichen Experten: »Die Förderung der Solarenergie wird von der Angst vor der vom Menschen gemachten Erderwärmung getrieben«, sagt Morano mit besorgter Miene. »Aber das ist alles Ideologie.«

Marc Morano ist das wohl aggressivste Mitglied einer gut bezahlten Söldnertruppe. Er steht im Zentrum eines Kampfes, für den sich in den vergangenen Jahren in den USA mehr als drei Dutzend Lobbyorganisationen gründeten. Ein Kampf, der mit Zahlungen von mehreren Hundert Millionen Dollar befeuert wurde. Der Kampf gegen die internationale Klimaforschung. Schon vor Jahren sagte Morano: »Wir sollten die Klimawissenschaftler treten, solange sie am Boden liegen. Sie haben es verdient, öffentlich ausgepeitscht zu werden.«

Moranos Arbeitgeber ist das Committee for a Constructive Tomorrow, eine Organisation, die sich als Gegenstück zu Umweltschutzverbänden wie Greenpeace begreift. In den vergangenen Jahren wurde sie neben anderen von dem amerikanischen Autohersteller Chrysler sowie den Ölkonzernen ExxonMobil und Chevron finanziert.

Die Geschichte des PR-Managers Marc Morano ist die Geschichte einer geplanten Verwirrung. Ein Lehrstück über die Kunst des Lügens. Die Frage ist: Kann einer Demokratie die Wahrheit abhandenkommen? Kann es sein, dass die Antwort auf eine Menschheitsfrage käuflich ist?

Die Geschichte beginnt vor mehr als 20 Jahren, als sich rund um die Welt eine ungeheuerliche Erkenntnis durchsetzt: Der Ausstoß von Kohlendioxid erwärmt die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erde. Schnell ist klar, dass mögliche Gegenmaßnahmen die Industrie viele Milliarden kosten werden. Geld, das die Unternehmen sparen können, wenn es ihnen gelingt, dem vom Menschen gemachten Klimawandel etwas entgegenzusetzen: den vom Menschen gemachten Zweifel an der Klimaforschung.

Vielleicht sind die Daten ja falsch. Vielleicht erwärmt sich die Erde gar nicht. Und wenn doch, dann ist das vielleicht harmlos, ein natürlicher Prozess, der nichts mit Kohlekraftwerken und Verbrennungsmotoren zu tun hat.

Solche Gedanken sind es, die Männer wie Marc Morano in den folgenden Jahren in die Köpfe von Zeitungslesern und Fernsehzuschauern, von Journalisten und Politikern einpflanzen. Von Amerika aus verbreitet sich der Zweifel um die Welt, am Ende auch nach Deutschland. Er schleicht sich in Verhandlungen über Treibhausgase und in Abstimmungen über Energiegesetze. Jetzt, wenige Tage vor dem Beginn der UN-Klimakonferenz, ist er stärker als je zuvor.

Um das komplexe Atmosphärensystem der Erde zu verstehen, haben mehr als hundert Regierungschefs im Jahr 1988 den Weltklimarat ins Leben gerufen, ein Gremium, in dem die renommiertesten Wissenschaftler der Welt sämtliche Ergebnisse der Klimaforschung auswerten.

Die Daten sind eindeutig: Die globale Erwärmung ist nur noch mit großer Anstrengung zu bremsen. Der Temperaturanstieg erhöht die Gefahr starker Stürme. Dürren und Überschwemmungen werden häufiger. Gletscher und Polkappen schmelzen. Der Meeresspiegel steigt. Das ist es, was die Wissenschaftler in ihre Berichte schreiben.

»Wir dachten, wir hätten unsere Arbeit erledigt«, sagt der amerikanische Forscher Michael Mann, der dem Weltklimarat angehört. »Wir dachten, ab jetzt geht es um Politik und nicht mehr um Wissenschaft.«

Mann ist ein kleiner, rundlicher Mann in ausgetretenen Schuhen. Er leitet das Zentrum für Geowissenschaften an der Pennsylvania State University, es ist das wichtigste meteorologische Institut Amerikas. In seinem überfüllten Büro stapeln sich

Fachzeitschriften, an der Wand lehnt ein abgewetzter Hockeyschläger, das Geschenk einer Collegemannschaft aus Vermont.

»Mit dem Hockeyschläger ging alles los«, sagt Mann.

Es ist das Jahr 1998, Mann ist damals 33 Jahre alt, ein junger Wissenschaftler, der davon träumt, die Schwankungen des Klimas zu erklären. Gemeinsam mit zwei Kollegen sammelt er Temperaturdaten aus Tausenden von Jahren, sie analysieren Korallen, Baumrinden und Bohrproben aus dem Polareis.

Als das Ergebnis schließlich in einer Grafik aufleuchtet, staunen die Forscher: Bis zum Jahr 1850 verläuft die Temperaturkurve der Erde weitgehend waagrecht, dann aber, genau zu dem Zeitpunkt, als die Menschen anfangen, Kohle, Öl und Gas zu verbrennen, steigt sie steil nach oben.

Ein merkwürdiges Diagramm, denkt Mann: Es sieht aus wie ein liegender Hockeyschläger, ein langer gerader Stiel und eine fast senkrecht aufgestellte Kelle am Ende.

Mann und seine Kollegen veröffentlichen ihre Arbeit in der Fachzeitschrift Nature: »Der Hockeyschläger«, wie ihr Diagramm fortan schlicht heißt, katapultiert sie ins berühmte Time- Magazin, er bringt Michael Mann, schüchtern und unvorbereitet, in die wichtigsten Nachrichtensendungen des Landes.

Der Hockeyschläger ist der Beweis für die Schuld des Menschen am Klimawandel. Anfangs überzeugt er auch die Konservativen. Der einflussreiche republikanische Senator John McCain entwirft gemeinsam mit dem Demokraten Joseph Lieberman ein Gesetz, das den Ausstoß von Kohlendioxid reduzieren soll. Sie nennen es Climate Stewardship Act, Gesetz zur Klimaverantwortung.

Die National Academy of Sciences, die ranghöchste amerikanische Wissenschaftsvereinigung, bestätigt die Aussage von Manns Studie. 928 Fachaufsätze, die zwischen 1993 und 2003 zum Thema Klimawandel veröffentlicht werden, kommen zu dem Ergebnis, dass sich die Erde durch menschlichen Einfluss erwärmt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Chefredakteur der renommierten Fachzeitschrift Science spricht vom wohl außergewöhnlichsten Wissenschaftskonsens in der Geschichte.

»Der Hockeyschläger«, sagt Michael Mann, »war das Schlimmste, was der Industrie passieren konnte.«

Womöglich ist das der Grund, weshalb im Jahr 2002 ein PR-Berater des damaligen Präsidenten George W. Bush das Drehbuch für einen groß angelegten Gegenschlag verfasst. »Die Umwelt ist vielleicht das Thema, bei dem die Republikaner – und Präsident Bush im Speziellen – am verletzlichsten sind«, schreibt er in einem Strategiebericht für das Weiße Haus. Es komme jetzt darauf an, die Wissenschaftler »frontal zu attackieren«, um bei den Wählern Zweifel an deren Glaubwürdigkeit zu säen. Die Debatte sei zwar fast abgeschlossen – »gegen uns«, heißt es in dem Bericht. Aber es sei immer noch Zeit, um Experten zu finden, die »mit unserer Haltung sympathisieren«.

Kurz darauf stellt Bush eine Gruppe von Beratern zusammen, in der die mächtigsten Vertreter der Ölindustrie sitzen. Die republikanische Parteiführung bestimmt den Senator James Inhofe zum Vorsitzenden des Umweltausschusses. Inhofe ist ein 70-jähriger Republikaner aus Oklahoma; die Umweltbehörde, eine unabhängige Einrichtung der Regierung, die die Umsetzung von Umweltschutzgesetzen begleiten soll, verhöhnt er als »Gestapo-Bürokratie«; seine Wahlkämpfe finanzieren Energiekonzerne. Bald stellt er einen neuen PR-Strategen ein: Marc Morano.

Inhofe führt eine Neuerung im Senat ein: Er veranstaltet sogenannte Scientific Integrity Hearings, Anhörungen zur Integrität der Wissenschaft. Er macht den Senat zu einem Wissenschaftsgericht. Auf die Anklagebank setzt er renommierte Forscher, deren Arbeit hundertfach bestätigt wurde. Als Ankläger beruft er Laien wie den Schriftsteller Michael Crichton, in dessen neuestem Thriller korrupte Klimaforscher die Welt an den Abgrund treiben.

Ob sich die Erde erwärmt oder nicht, soll keine Frage des Wissens mehr sein – wie eine Frage des Glaubens soll es aussehen.

Kurz bevor der Senat das von den Senatoren McCain und Lieberman eingebrachte Gesetz zum Emissionshandel verabschieden soll, läßt Inhofe auch Michael Mann vor. Inhofe konfrontiert Mann mit den Forschern Willie Soon und David Legates. Biede ließen sich mehrfach von der Industrie bezahlen, allein Soon hat bis heute mehr als eine Million Dollar von ExxonMobil und anderen Konzernen erhalten. In einer umstrittenen Studie, mitfinanziert vom American Petroleum Institute, hat er behauptet, Manns Daten seien falsch.

»In vielerlei Weise«, beginnt Inhofe, »verschiebt diese Studie das bekannte Paradigma.«

»Das Klima des 20. Jahrhunderts ist weder unüblich noch in irgendeiner Weise extrem«, referiert Soon.

Dann fragt Inhofe die Anwesenden, ob sie darin übereinstimmen, dass ein erhöhter Kohlendioxidausstoß viele Vorteile für Flora und Fauna habe.

»Ich stimme zu«, sagt Soon.

»Ich sehe wenig, was dafürspricht«, sagt Mann.

»Ich würde tendenziell zustimmen«, sagt Legates.

Die Fernsehbilder dieses Tribunals sprechen eine einfache Sprache: Ein Forscher hält die Erderwärmung für eine Tatsache. Zwei Forscher ziehen das in Zweifel. Dass der eine den wissenschaftlichen Konsens repräsentiert, während die beiden anderen von der Fachwelt nicht ernst genommen werden, sieht man den Bildern nicht an.

55 zu 43, so endet am 30. Oktober 2003, die Abstimmung im Senat: Der Climate Stewardship Act, das Gesetz zur Klimaverantwortung, ist gescheitert.

Neun Jahre später, im Herbst 2012, sagt Marc Morano: »Wir haben es geschafft, die Klimagesetze innerhalb von drei Jahren zu stoppen.« Er sagt das stolz wie ein Schüler, der von einer gelungenen Klassenarbeit erzählt. Morano sitzt im Capital Grill, einem exquisiten Steakhaus in einem Vorort von Washington. In mit Vorhängeschlössern gesicherten Wandschränken lagerten dort früher die teuren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zigarren der Stammkunden. »Damals durfte man in Restaurants noch rauchen«, sagt Morano und verdreht die Augen.

Morano mag es nicht, wenn sich die Politik in sein Leben einmischt. Er mag es nicht, wenn er hört, Rauchen schade der Gesundheit, der Regenwald sei in Gefahr, die Überbevölkerung ein Problem. »Alles Ideologie«, sagt er.

Morano liebt seine Familie, die vier Kinder und seine Frau Jennifer. Er mag sein großes viktorianisches Haus mit dem schönen Garten und seinen schwarzen Geländewagen. Er mag es, so zu leben, wie es ihm gefällt.

Als Morano bei Senator Inhofe als PR-Mann anheuert, baut er als Erstes die Website des Unterausschusses um: Er versammelt dort alles, was die globale Erwärmung leugnet. Je mehr ein Text gegen die Klimaforschung hetzt, desto prominenter platziert er ihn. Im Internet findet er viele solcher Texte. Es läuft gut für Marc Morano.

Doch dann, im Jahr 2006, bringt Al Gore, ehemaliger Präsidentschaftskandidat der Demokraten, den Dokumentarfilm Eine unbequeme Wahrheit heraus. Gore zeigt Bilder von schmelzenden Gletschern, wachsenden Wüsten, überschwemmten Städten. Er arbeitet ähnlich wie Morano: Er hat eine Botschaft, und er formuliert sie so, dass sie jeder versteht. Nur dass hinter Gore nicht die Industrie steht, sondern der wissenschaftliche Konsens.

Der Film läuft in Kinos und Schulen. Auf einmal halten 84 Prozent der Amerikaner den Klimawandel für eine Bedrohung. Morano muss sich etwas einfallen lassen.

Er erinnert sich an den Grundsatz des Politikberaters Karl Rove, einst Stabschef von George W. Bush: Attackiere nicht die Schwäche des Gegners, sondern seine Stärke! Die Stärke der Wissenschaft ist ihre Glaubwürdigkeit.

Am 20. Dezember 2007 erhalten Zeitungs- und Fernsehredaktionen in ganz Amerika einen von Marc Morano veröffentlichten, 175 Seiten langen, scheinbar hochseriösen Report. Unter dem Briefkopf des Unterausschusses, versehen mit dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wappen des amerikanischen Senats, steht die Überschrift: »Mehr als 400 prominente Wissenschaftler bezweifeln die menschengemachte Klimaerwärmung.«

Fast alle Redaktionen fallen auf Moranos Köder herein. Es ist Vorweihnachtszeit, kaum ein Journalist macht sich die Mühe, die 413 Namen und ihre Aussagen zu prüfen. Immer wieder zitieren Zeitungen und Fernsehsender den »Report«, die New York Times, der Boston Herald, die Nachrichtensender Fox News und CNN.

In Wahrheit arbeiten 44 der genannten angeblichen Wissenschaftler lediglich als Wetteransager, 84 waren früher für die Ölindustrie tätig, 49 sind längst in Rente, 90 haben keinerlei Verbindung zur Klimawissenschaft. Der Rest sind Forscher, die den menschengemachten Klimawandel nie bestritten haben, die sich jedoch, wie unter Wissenschaftlern üblich, kritisch mit einzelnen Fragen beschäftigen, etwa der konkreten Geschwindigkeit, mit der der Meeresspiegel steigt.

Moranos wichtigste Zeugen sind der damals 83-jährige Atmosphärenphysiker Fred Singer und der 96-jährige Physiker Frederick Seitz. Bis zu Seitz' Tod im Jahr 2008 sind die beiden Wissenschaftler eng befreundet: Singer hat in den achtziger Jahren am nationalen Raketenprogramm der USA mitgearbeitet, Seitz am Atomwaffenprogramm. Sie waren antikommunistische Krieger im Auftrag Ronald Reagans, jetzt helfen sie Morano, die Freiheit gegen den Ökofaschismus zu verteidigen. Ihre Artikel erscheinen in der New York Times, im Wall Street Journal, in der Washington Post.

So wie die Zeitungen einst Manns Hockeyschläger auf den Titelseiten präsentierten, so stürzen sie sich jetzt auf die neueste Neuigkeit: alles halb so schlimm.

Seitz hat zuvor für den Tabakkonzern Reynolds zehn Jahre lang die Gefahren des Rauchens verharmlost und dafür jährlich 65.000 Dollar kassiert. Singer ließ sich unter anderem von den Ölkonzernen ExxonMobil, Shell und Texaco bezahlen. Gemeinsam gründen sie jetzt die Vereine Science And Environment Policy Project und Nongovernmental International Panel on Climate Change (NIPCC). Deren erklärtes Ziel: den Weltklimarat in Verruf zu bringen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Damit sind Singer und Seitz Teil eines von der Industrie finanzierten Komplexes von Verbänden und Instituten, der rund um Washington gewachsen ist. Eine Art Potemkinsches Dorf der Wissenschaft, bevölkert von bezahlten Experten, die den Interessen ihrer Auftraggeber dienen. Es gibt das Heartland Institute, das American Enterprise Institute, das Marshall Institute, das Frontiers of Freedom Institute, das Independent Institute. Es ist eine endlose Liste vermeintlich seriöser, unabhängiger Einrichtungen, die wiederum Ableger gründen, die sich auf Umweltthemen spezialisieren: zum Beispiel das Committee for a Constructive Tomorrow, für das Morano heute arbeitet.

Innerhalb weniger Jahre publizieren diese Organisationen weit über hundert Bücher zum Klimawandel. Ihre Autoren sind zu Gast in großen Fernsehshows, sie halten Vorträge auf eigens ins Leben gerufenen internationalen Klimakonferenzen. Eine gut geölte, sich selbst befeuernde Maschine des Leugnens.

Während Michael Mann und die übrigen Wissenschaftler des Weltklimarates unentgeltlich arbeiten, schreibt das Heartland Institute in einem kürzlich der Presse zugespielten internen Budgetplan für das Jahr 2012 über Fred Singers Verein NIPCC: »Momentan sponsern wir das NIPCC, um den offiziellen Bericht des Weltklimarates der Vereinten Nationen zu untergraben. Wir haben einem Autorenteam 388.000 Dollar gezahlt, um an einer Reihe von Publikationen zu arbeiten.«

Und weiter heißt es in dem Papier des Instituts: »Unser aktuelles Budget schließt die Unterstützung von Personen mit hohem Bekanntheitsgrad ein, die regelmäßig den Aussagen der Alarmisten der Klimaerwärmung widersprechen. Momentan geht diese Unterstützung an Craig Idso (11.600 Dollar pro Monat), Fred Singer (5.000 Dollar pro Monat) und Robert Carter (1.667 Dollar pro Monat).«

Insgesamt rund 420 Millionen Dollar investiert die Öl- und Gasindustrie in die Produktion des Zweifels – allein in den Jahren 1997 bis 2004.

Ende 2007 wird der Weltklimarat für seine Arbeit mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Von überparteilichem Konsens, von gemeinsamen Gesetzesinitiativen zum Schutz des Klimas aber ist in Amerika längst keine Rede mehr. Im Gegenteil:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erneut findet sich Michael Mann in Washington auf der Anklagebank wieder. »Offene Fragen rund um den Hockeyschläger« heißt die Anhörung, zu der ihn dieses Mal der Energieausschuss einlädt. Mann weiß, es gibt keine offenen Fragen, seine Ergebnisse sind unstrittig. Trotzdem ist er nervös.

Vor dem Rayburn House, dem Sitz des Repräsentantenhauses, stehen die Übertragungswagen aller wichtigen Sender. Mann steigt die Treppe hinauf, Kameramänner laufen neben ihm her, Journalisten mit Mikrofonen und Diktiergeräten. Mann ist gerade zum ersten Mal Vater geworden, sein Vertrag an der Universität ist noch nicht entfristet. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er einen Anwalt kontaktiert. Es geht für ihn jetzt nicht mehr nur um Wissenschaft. Es geht um seine Existenz.

Drei Stunden dauert die Anhörung. Ein Statistiker, der bislang nichts mit Klimaforschung zu tun hatte, beschreibt Mann als Drahtzieher einer internationalen Verschwörung, ein früherer Industrieberater behauptet, Mann habe unsauber gearbeitet.

Während Michael Mann versucht, die Angriffe abzuwehren, verfolgt Marc Morano das Schauspiel aus dem Zuschauerraum. Er weiß: Wenn er Mann und seinen Hockeyschläger erledigt, dann erledigt er den Weltklimarat. Dann erledigt er jedes Gesetz, das künftig das Verbrennen von Öl, Gas oder Kohle verteuern könnte.

Als sich der Saal in Washington leert, steuert Morano auf Mann zu. Lächelnd streckt er den Arm aus, Mann gibt ihm höflich die Hand. Morano muss heute noch lachen, wenn er daran denkt: »Der wusste nicht einmal, wer vor ihm steht.«

Am Ende bringt die Anhörung keine neuen Fakten. Die American Geophysical Union, die American Meteorological Society und 30 weitere wissenschaftliche Vereinigungen springen Mann in den folgenden Tagen zur Seite. Der Zweifel aber bleibt.

Wenn sich Mann heute in seinem Büro in der Pennsylvania State University an das Verhör in Washington erinnert, muss er tief durchatmen. Längst weiß er, wer Marc Morano ist. »Diese Leute sind Zyniker«, sagt er. »Mir ist klar, dass Morano mich nicht

persönlich meint. Er will mich nur einschüchtern. Er will ein ganzes Fach einschüchtern.«

Mann spricht leise, sein Gesicht ist blass. Im Dezember wird er 47, aber er hat noch immer die Scheu eines Mannes, der sich im Labor wohlerfühlt als unter Menschen.

Michael Mann mag es, in den Wäldern von Pennsylvania zu wandern, er mag die Ruhe des Universitätsstädtchens State College, an dessen Rand er mit seiner Frau, einer Biologin, lebt. Es gefällt ihm, dass der Strom in seinem kleinen Haus durch Windkraft erzeugt wird.

»Haben Sie mal von der Serengeti-Strategie gehört?«, sagt Mann. »Die Raubtiere in der Serengeti erlegen ihre Beute, indem sie ein Tier an den Rand der Herde treiben, und wenn sie es isoliert haben, töten sie es.«

Es ist das Jahr 2009, die Finanzkrise hat auch die Medienunternehmen erreicht. Verlage und Fernsehsender verkleinern ihre Redaktionen, jeder dritte amerikanische Nachrichtenjournalist verliert seinen Arbeitsplatz, wer übrig bleibt, hat kaum noch Zeit, um Fakten zu prüfen. CNN löst seine gesamte Wissenschaftsredaktion auf, der Wetteransager Chad Meyers ist nun der Experte für den Klimawandel. Meyers sagt: »Es ist anmaßend, zu denken, wir Menschen könnten das Wetter so stark beeinflussen.«

Was schlecht ist für Leser und Zuschauer, ist gut für Marc Morano: Viele Redaktionen gehen jetzt dazu über, jede Meinung mit einer Gegenmeinung zu neutralisieren. Jede Aussage eines Klimawissenschaftlers ergänzen sie mit der Aussage eines Klimawandel-Leugners – so sparen sie sich die Antwort auf die Frage, was richtig ist und was falsch.

Marc Morano hat in seinem Laptop mehrere Tausend E-Mail-Adressen von Journalisten gespeichert, in 19 verschiedenen Listen, sortiert nach »Zeitungskolumnisten«, »Fernsehmoderatoren«, »Überregionale Wissenschaftsredakteure« (»Die sind nicht so zugänglich für meine Themen«) oder »Lokalzeitungen« (»Die nehmen immer gerne etwas«).

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist der 17. November 2009, Michael Mann feiert mit seiner Familie Thanksgiving, als sich um 21.57 Uhr eine Person mit dem Pseudonym »FOIA« auf dem Blog Air Vent zu Wort meldet. FOIA nennt die Internetadresse eines Servers, von dem man 1.000 private E-Mails der berühmtesten Klimawissenschaftler herunterladen könne, unter ihnen Michael Mann.

Was ist geschehen? Unbekannte haben den Server der Klimaforschungsabteilung der britischen University of East Anglia gehackt und private E-Mails und Dokumente heruntergeladen. Das alles steht nun aufbereitet im Netz, pünktlich zur UN-Klimakonferenz, die Anfang Dezember 2009 in Kopenhagen beginnen wird.

Marc Morano fährt damals gerade auf dem Rücksitz eines Mietwagens den Pacific Coast Highway hinauf, als sein Handy klingelt. Er ist in Kalifornien, um dort Stimmung zu machen gegen ein neues Umweltgesetz. Ein Bekannter erzählt ihm von den gehackten E-Mails. Irres Zeug sei dabei. Michael Mann zum Beispiel schreibe in einer E-Mail, dass er einen »trick« benutze, um das Sinken der Temperatur zu verdecken. Einen Trick! Heißt das nicht so viel wie: Der ganze Klimawandel ist eine gigantische Fälschung?

Schnell hat der vermeintliche Skandal einen Namen: Climategate. Marc Morano richtet im Internet einen sogenannten Feeder ein, ein Programm, das ihm sämtliche Nachrichten über die Forschermails meldet. Er sammelt Überschriften und bündelt sie auf seiner Website climatedepot.com, die mit 1.700 anderen Seiten verbunden ist. Er tippt: »Der größte Skandal der modernen Wissenschaft!« Andere Blogger verknüpfen seine Texte mit anderen Seiten, und deren Betreiber wieder mit anderen. Fieberhaft arbeitet Morano die Nacht hindurch, bis »Climategate« wie ein dichtes Netz das Google-Universum durchzieht. In nur zwei Wochen verbreitet sich die Geschichte von den vermeintlich betrügerischen Klimaforschern auf mehr als 25 Millionen Internetseiten weltweit.

Kaum ein Journalist hat die Originaltexte der E-Mails gelesen, aber fast alle Medien übernehmen dankbar Moranos Interpretation: »Der letzte Nagel im Sarg der

globalen Erwärmung«. Fox News beschwört tagelang »das Waterloo der globalen Erwärmung«, die britische Tageszeitung Daily Telegraph warnt: »Wenn Sie Aktien in Firmen für erneuerbare Energie besitzen, dann verkaufen Sie sie JETZT.« Sogar das renommierte Magazin The Atlantic schreibt angewidert: »Der Gestank von intellektueller Korruption ist übermächtig.«

Die Weltklimakonferenz in Kopenhagen endet ergebnislos. Das lang erwartete, vom neuen US-Präsidenten Barack Obama vorbereitete Klimaschutzgesetz scheidet im amerikanischen Senat.

Wenige Wochen später, im Frühjahr 2010, sprechen parlamentarische Untersuchungsausschüsse in Amerika und Großbritannien die Forscher von allen Vorwürfen frei: Die belastenden Zitate wurden aus ihrem Kontext gerissen, Michael Mann hat mit dem Wort »trick« lediglich die zulässige Lösung eines statistischen Problems beschrieben, in den Datensätzen finden sich keine Hinweise auf Manipulation. Auch diese Meldung erscheint in den Zeitungen, aber irgendwo auf den hinteren Seiten.

Nicht einmal jeder zweite Amerikaner glaubt jetzt noch an den Klimawandel.

»Morano hat ganze Arbeit geleistet«, sagt Michael Mann im Herbst 2012 in seinem Büro. Morano hat die Erzählung der Leugner verändert. Die Klimaforscher sind nicht mehr bloß im Unrecht – sie sind jetzt Kriminelle, die bewusst betrügen. Große Teile der Öffentlichkeit glauben ihm.

Im August 2010 öffnet Mann in seinem Büro einen Brief. Weißes Pulver rieselt ihm entgegen. Die Polizei evakuiert das Gebäude: Verdacht auf einen chemischen Anschlag, das FBI ermittelt. Das Pulver stellt sich als Mehl heraus, aber Mann dämmert, dass sein Leben nie wieder so wie früher sein wird.

Die Commonwealth Foundation, eine Stiftung aus Philadelphia, die sich für »den freien Markt« einsetzt, fordert die Pennsylvania State University auf, Michael Mann zu feuern. Beinahe täglich organisiert sie Demonstrationen auf dem Campus. Eine von der Kohleindustrie finanzierte Gruppierung ruft auf Facebook dazu auf, Manns Vorlesungen zu boykottieren, auf YouTube kursieren Videos, die ihn mit einer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

singenden Karikatur lächerlich machen – produziert von einer PR-Firma der Republikaner in Washington. Wenn Mann Vorträge hält, sitzen auf einmal Leute im Publikum, die Schlingen zum Aufknüpfen in die Luft halten. Mann lässt sich eine neue Telefonnummer geben. Später wird er sagen: »Die meisten Drohbriefe habe ich meiner Frau verschwiegen.«

Gemeinsam mit anderen Klimaforschern betreibt Mann jetzt eine eigene Website, realclimate.org. Sie kontern jeden Vorwurf und sind doch hoffnungslos unterlegen: Die Wissenschaftler müssen jede Aussage beweisen, ihre Gegner behaupten, was sie wollen. Die Wissenschaftler sind zu akademischer Langsamkeit gezwungen, ihre Gegner brauchen nur einen Internetanschluss. So treibt ein kleiner Trupp von Radikalen die internationale Wissenschaft in die Defensive, ein von Zeitungen und Fernsehen aufgepumpter Scheinriese, dessen Helfer sich inzwischen auch in der staatlichen Justiz finden.

Ken Cuccinelli, der Generalstaatsanwalt von Virginia, leitet im Jahr 2010 ein Gerichtsverfahren ein, um zu klären, ob Michael Mann der akademische Titel entzogen werden könne. Cuccinelli, ein Republikaner, fordert die Universität von Virginia, Manns ehemaligen Arbeitgeber, auf, sämtliche E-Mails, Dokumente und Daten von Mann herauszugeben. Erst im März 2012 stellt sich das Gericht auf Manns Seite.

Drei Monate später, am 4. Juni 2012, steht Michael Mann in einem blauen Fernsehstudio des Senders MSNBC, die Show heißt Now with Alex Wagner. Mann lehnt konzentriert an einem Stehpult, er sagt: »Seit Jahren versuchen industriefinanzierte Kampfgruppen, mich zu diskreditieren, mit einem einzigen Ziel: politisches Handeln zu verhindern.«

Seit Anfang dieses Jahres tourt er durch Fernsehsendungen und Universitäten, gibt Radio- und Zeitungsinterviews. Mann hat aus seiner Geschichte ein Buch gemacht, Der Hockeyschläger und die Klimakriege. Es sind kleine Radiosendungen, kleine Zeitungen, die sich für ihn interessieren. Er produziert keine großen Schlagzeilen, aber er formuliert präzise und klar.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Michael Mann hat die öffentliche Bühne betreten, um Marc Morano auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen: der Kommunikation. Mann ist immer noch schüchtern, vor der Kamera drückt er den Rücken steif durch, aber er will sich jetzt endlich wehren.

Vor Kurzem hat er wieder eine anonyme E-Mail erhalten: »Sie und Ihre Kollegen sollten erschossen, gevierteilt und an die Schweine verfüttert werden, gemeinsam mit Ihren verdammten Familien«, stand darin. Wenn Mann öffentlich auftritt, wird er inzwischen von Polizisten bewacht. Mehrere seiner Kollegen haben ihre Büros in Sicherheitstrakte verlegt, deren Türen sich nur mit Geheimnummern öffnen lassen.

Warum tut er sich das alles an?

Mann erzählt von seiner siebenjährigen Tochter. »Für sie«, sagt er, »ist dieser Kampf notwendig. Und für ihre Kinder.«

Auch Manns Gegner denken an die Kinder. Das Heartland Institute hat einem Berater des Energieministeriums 100.000 Dollar bezahlt, damit er einen alternativen Lehrplan zusammenstellt, der Schulkindern erklärt, dass der Klimawandel nicht bewiesen sei.

Marc Morano widmet sich inzwischen ganz dem Kampf gegen die erneuerbaren Energien. Er sagt: »Das Thema Erderwärmung ist in Washington durch.« Doha ist die erste Klimakonferenz, zu der er gar nicht erst hinfährt. Er hält den Krieg für gewonnen.

Nur in Europa sind die Klimaleugner noch in der Defensive. Fred Singer, der inzwischen 88-jährige Verkäufer des Zweifels, fliegt jetzt oft über den Atlantik, vor allem nach Deutschland. Hier glauben die meisten Leute noch an die Ergebnisse der Wissenschaft. Singer will das ändern.

Im September 2010 war er auf Einladung der FDP im Deutschen Bundestag zu Gast. Die umweltpolitische Sprecherin der CDU-Fraktion, Marie-Luise Dött, zeigte sich beeindruckt: »Ich fand Ihre Ausführungen, Professor Singer, sehr, sehr

einleuchtend und sehr schön amerikanisch vorgetragen«, sagte sie laut Zeitungsberichten. Die Frage sei nun, wie man die Politik auf einen anderen Kurs bekomme, die Skeptiker bräuchten »gesellschaftliche Mehrheiten«.

Dött sei falsch zitiert worden, heißt es später aus der CDU. Für Singer hätte es dennoch kaum besser laufen können.

In diesen Tagen, im November 2012, reist er wieder nach Deutschland, wo das Europäische Institut für Klima und Energie (EIKE) eine Konferenz in München abhält, wie immer mit Unterstützung des Committee for a Constructive Tomorrow, des Arbeitgebers von Marc Morano.

»Wir werden im Bayerischen Hof tagen, mit einer internationalen Besetzung vom Feinsten«, sagt Horst Lüdecke. Neben Singer werde jemand vom Heartland Institute reden. Eine kanadische Bloggerin werde ihr neues, kritisches Buch über den Weltklimarat vorstellen.

Horst Lüdecke ist der Pressesprecher von EIKE, ein 70-jähriger emeritierter Physikprofessor, der sich seit seiner Pensionierung mit dem Klima beschäftigt. »Ich habe mich selbst in die Materie eingearbeitet«, sagt er stolz.

Im Fachbeirat von EIKE sitzen ein Journalist und ein Forstwissenschaftler, der Präsident ist ein Historiker, der zweite Vorsitzende ein Elektroingenieur, der bei Vorträgen gerne das Horrorszenario einer Ökodiktatur beschreibt: keine Heizung, keine Autos, keine Fabriken.

»Wir sind fast alle Rentner«, sagt Lüdecke.

Das »Institut« hat keine Büroräume, nur ein Postfach in Jena, trotzdem ist die EIKE-Website die wichtigste deutsche Plattform der Klimaleugner: Ein blauer Himmel mit Schäfchenwolken spannt sich über eine saftige Wiese. Das blau-gelbe Logo mit dem Sternenkranz erinnert an das EU-Signet, alles wirkt freundlich, seriös, wissenschaftlich. Man findet Links zu amerikanischen Websites wie der von Marc Morano oder zu klimaskeptiker.info, dem »Forum gegen die Irrlehren von Treibhauseffekt und Klimaschutz«.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit Kurzem ist das 2007 gegründete EIKE als gemeinnütziger Verein eingetragen. Das Institut darf jetzt offiziell zu Spenden aufrufen.

Wer spendet für EIKE? »Das ist geheim«, sagt Lüdecke. Wie viele Mitglieder hat der Förderverein? »Alles kann gegen uns verwendet werden«, sagt er mit gesenkter Stimme, man habe jedoch beste Kontakte zu Abgeordneten aller Parteien. Zu wem genau? Lüdecke schüttelt verschwörerisch den Kopf. »Zu brisant!«

Man könnte die deutsche Leugnerszene als harmlos belächeln, hätte nicht vor Kurzem ein politisches Schwergewicht die Bühne betreten.

Fritz Vahrenholt ist SPD-Mitglied. Er war mal Umweltsenator in Hamburg, Ende der neunziger Jahre wechselte er als Manager zum Ölkonzern Shell, später zum Energiekonzern RWE, heute sitzt er im Aufsichtsrat des Tochterunternehmens RWE Innogy.

Noch im Jahr 2006 befand RWE in einem Rechtsstreit mit Greenpeace, der Klimawandel sei nur »eine subjektive Wahrnehmung einer angenommenen Gefahr, die weder konkret noch gegenwärtig« sei. Ein Jahr zuvor hatte ein amerikanischer PR-Berater für RWE ein Strategiepapier zur Bekämpfung der Energiewende verfasst. Er empfahl, eine »Koalition mit anderen interessierten Konzernen« zu schmieden und von Amerikanern wie Marc Morano zu lernen.

Anfang Februar dieses Jahres veröffentlichte Vahrenholt im renommierten Verlag Hoffmann und Campe das Buch Die kalte Sonne. Vahrenholt behauptet nicht, die Klimaforscher seien Betrüger, aber er suggeriert, sie seien dümmer als er. In Wahrheit erwärme sich die Erde wesentlich langsamer als bisher angenommen. Er, Vahrenholt, habe das herausgefunden.

Als das Buch erscheint, startet die Bild-Zeitung eine große Serie über »Die CO₂-Lüge«. Vahrenholt wird ausführlich im Spiegel interviewt, der ZEIT ist er eine Titelgeschichte wert, er sitzt in den Talkshows Maybrit Illner im ZDF und Unter den Linden auf Phoenix. Der Hessische Rundfunk lädt ihn zum Gespräch, der Norddeutsche Rundfunk, der Südwestrundfunk.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fritz Vahrenholt ist der prominente, vermeintlich seriöse Experte, auf den die deutschen Klimaskeptiker gewartet haben.

Als Vahrenholt am 20. September dieses Jahres vor den goldstrahlenden Altar der Dresdner Frauenkirche tritt, breitet er die Arme aus und lächelt gütig. »Ich habe eine gute Botschaft für Sie«, sagt er: »Seit 14 Jahren gibt es keine Temperaturerhöhung mehr, jetzt kühlt sich zudem die Sonne ab, das heißt, die Temperatur wird weiter fallen.« Dann ruft er ins Publikum: »Der berühmte hockey stick – alles falsche Messungen!«

Vor ihm sitzen Pensionäre in teuren Wanderjacken und nicken zustimmend. »Das Ende der Gewissheit« heißt die Veranstaltungsreihe der sächsischen Staatskanzlei. Vahrenholt befindet sich in guter Gesellschaft: Innerhalb der Vortragsreihe sprechen der ehemalige Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, Verteidigungsminister Thomas de Maizière, der Sicherheitsexperte Winfried Nachtwei von den Grünen, die österreichische Schriftstellerin Kathrin Röggla.

Vahrenholt wird an diesem Abend als Wissenschaftler vorgestellt, als Experte für Klimafragen, als Umweltpolitiker, als Manager, als Buchautor.

Mit keinem Wort wird erwähnt, dass er eine Außenseitermeinung vertritt. Dass Fachjournalisten sein Buch als das populistische Werk eines Laien verrissen haben.

Ein paar Studenten stellen kritische Fragen, aber Vahrenholt hat für jedes Argument eine Studie, für jede These eine passende Zahl parat. Welche Studien, welche Zahlen seriös sind, geht unter. Am Ende sieht es aus, als säßen dort unten ein paar Spinner, als stünde dort oben vor dem Altar ein klar denkender Mann, der alles verstanden hat.

Als Fritz Vahrenholt in Dresden spricht, liegt der Tag, an dem Michael Mann und seine beiden Kollegen das »Hockeyschläger-Diagramm« veröffentlichten, 14 Jahre zurück. In diesem Zeitraum ist der jährliche Ausstoß von Kohlendioxid auf der Welt um mehr als 40 Prozent gestiegen.

Alle Zitate stammen von Marc Morano oder seiner Website »climatedepot.com«

Bestes Interview

Laudatio: Caren Miosga

Es waren viele gute Interviews dabei, doch gewonnen haben dann am Ende doch einstimmig: Hajo Schumacher und Benjamin von Stuckrad-Barre. Sie haben mit Jürgen Flimm und Jörg Schönbohm über ein Thema geredet, über das nicht jeder gern redet, nämlich über Schlaganfälle. Beide haben einen solchen erlitten und die Jury fand, dass man es erstens erst einmal schaffen muss, diese beiden Männer, die ja eigentlich nichts miteinander zu tun haben, an einen Tisch zu bekommen; zweitens, mit ihnen über Schlaganfälle reden zu können. Außerdem haben Hajo Schumacher und Benjamin von Stuckrad-Barre dies nicht so getan, wie viele von uns das tun würden, nämlich einfühlsam. Sie haben es auf eine zum Teil so eklige Altherren- und Dicke-Hose-Humor-Mentalität getan, dass diese beiden Typen, der General und der große Theatermacher, es geschafft haben, über Existenzängste und Sprachstörungen zu sprechen. Zudem haben sie es auch noch geschafft, der „Welt am Sonntag“ ein Interview über Gefühle zu verkaufen, das viele hundert Zeilen lang ist - und trotzdem überhaupt nicht langweilig. Das ist eine ganz große Leistung.

„Ohne unsere Frauen wären wir jetzt tot“

Jürgen Flimm und Jörg Schönbohm hatten Glück, dass ihre Ehefrauen da waren, als sie einen Schlaganfall erlitten. In dieser Situation gibt es einiges zu beachten. Ein Gespräch mit Überlebenden.

Von Benjamin von Stuckrad-Barre und Hajo Schumacher, Die Welt am Sonntag, 23.06.2013

Eine Probebühne im Dachgeschoss des Berliner Schiller-Theaters. An einem lauen Juniabend begegnen sich Jürgen Flimm und Jörg Schönbohm hier heute zum ersten Mal. Zwei Männer, die sehr unterschiedliche Leben geführt haben, die aber eine fundamentale Erfahrung teilen: den Schlaganfall. Darüber wollen wir heute sprechen. Zwei Flaschen Weißwein stehen im Kühler, von denen im Laufe des zweistündigen Gesprächs aber nur eine getrunken wird, wegen der Gesundheit.

Welt am Sonntag: Die Herren, Taschenkontrolle: Haben Sie Ihre Medikamente dabei?

Jürgen Flimm: Diese Dose (er legt eine Pillendose auf den Tisch) ist vom Thalia-Theater, da waren mal Pfefferminze drin. Die verteilen ja keine Herzpillen.

Jörg Schönbohm: Ich muss morgens und abends Pillen nehmen, aber tagsüber brauche ich keine. Was sind das da für welche?

Flimm: Also, hier haben wir einen starken Blutdrucksenker, wenn der Blutdruck hochmarschiert, haue ich mir die rein. Die hier ist gegen Zucker, dies hier ein Betablocker. Und der Blut-Verdüner, den sollte man immer dabei haben, der war doch eben noch da. Wo ist er denn, der Verdüner?

Welt am Sonntag: Jetzt gerade scheint Ihr Blut dünn genug zu sein, Sie bluten da am Finger, das hört ja gar nicht auf.

Flimm: Ja, es gerinnt nicht mehr so schnell. Die Wunde habe ich mir heute Morgen beim Radieschen-Schneiden zugezogen. Und jetzt geht es wieder los, weil ich dran rumgespielt habe.

Welt am Sonntag: Der 70-Jährige nimmt durchschnittlich 7 bis 8 Tabletten pro Tag zu sich.

Flimm: Ich nehme sechs, aber davon ein Kombipräparat, drei in einer.

Schönbohm: Ich nehme morgens fünf Tabletten und abends zwei. Die liegen bei uns in der Küche, oben im Regal, über dem Tee.

Welt am Sonntag: 30 Prozent der Schlaganfallopfer sterben innerhalb von vier Wochen, weitere 30 Prozent tragen irreparable Schäden davon. Sie, Herr Flimm, traf es diesen März, und Sie, Herr Schönbohm, im März 2012 – schon ein Wunder, dass wir hier so schön beisammensitzen und plaudern können, oder?

Schönbohm: Oh ja!

Flimm: Ich habe unglaubliches Glück gehabt.

Schönbohm: Das hätte viel schlimmer ausgehen können. Anfangs hatte ich große Schwierigkeiten mit dem Sprechen und Probleme mit dem rechten Arm und dem Fuß, die gehorchten mir nicht. Aber so langsam wird das alles wieder.

Welt am Sonntag: Sie können wieder mit anpacken im Haushalt?

Schönbohm: Geht. Aber mach ich nicht.

(Heiterkeit)

Welt am Sonntag: Als es passierte, saßen Sie im Zug, Herr Flimm.

Flimm: Ja, von Hamburg nach Berlin. Ich wollte gerade die Zeitung umblättern, da kriegte ich plötzlich meinen Arm nicht mehr hoch, und eine gegenüberstehende Dame fragte: "Was ist denn mit Ihnen, junger Mann?"

Welt am Sonntag: Hört das denn nie auf, dass man "junger Mann" genannt wird?

Flimm: Och, ich hab das ganz gern. Es war wie in einem Science-Fiction-Film, meine linke Hand war eine Kralle, das hat mich wahnsinnig erschreckt. Ich habe versucht, sie gerade zu biegen, aber die war wie aus Stahl, sehr merkwürdig.

Schönbohm: Das Unheimliche ist, es tut einem nichts weh.

Flimm: Ja, Bein taub, Arm taub, aber nichts tut weh. Ich habe angefangen zu weinen und zu meiner Frau gesagt: "Ich glaube, ich sterbe!" Ich habe mich an sie gehängt wie ein Kind an die Mutter. Meine Frau sagte: "Du stirbst nicht, du hast einen Schlaganfall."

Schönbohm: Intuitiv, sofort, genau wie meine Frau. Wir saßen morgens am Frühstückstisch und ihr fiel auf, dass ich kein Wort sprach.

Welt am Sonntag: Könnte auch bedeuten: lange Ehe.

Schönbohm: Nicht bei uns. Sie fragte, was los sei, aber ich konnte kaum reagieren. "Beweg dich doch mal!" Nichts. Dann hat sie den Arzt angerufen, ein Taxi bestellt, und ab ins Krankenhaus, zur "Stroke Unit".

Welt am Sonntag: Und wie geht das im Zug?

Flimm: Das ist wahnsinnig gut organisiert, da muss man die Bahn loben. Meine Frau hat dem Schaffner Bescheid gesagt, der hat sofort eine Durchsage gemacht, ob ein Arzt an Bord ist. Dann kam auch bald eine Ärztin und die hat mir gleich das Wichtigste gesagt: nicht einschlafen! Eine Opernliebhaberin aus Dresden war das, also haben wir über den wunderbaren Sänger Olaf Bär gesprochen. Aber ich bin immer weggesackt, wollte nichts lieber als ein bisschen schlafen, das war richtig mollig.

Welt am Sonntag: Aber das durften Sie nicht.

Flimm: Auf gar keinen Fall. Deswegen hat sie mir kalte Tücher aufgelegt, mich wach gehalten und gesagt: Wir sind in 20 Minuten in Spandau. Und in Spandau standen die tatsächlich mit so einem Wägelchen am Gleis und haben mir sofort einen unglaublichen Hammer Sauerstoff verabreicht, das weitet wohl die Gefäße. Ich wurde

ins Auto geladen, das war wie im Fernsehkrimi, diese Einstellung von unten nach oben, wenn der Held auf der Bahre liegt.

Welt am Sonntag: Da dachte der Regisseur Flimm: Das ist jetzt ein bisschen viel Klischee?

Flimm: Klar, im Krankenhaus auch, die vorbeirasenden Neonröhren an der Decke, alles genau so, wie man es aus dem Fernsehen kennt.

Welt am Sonntag: Und Sie sind kostenbewusst mit dem Taxi gefahren, Herr General?

Schönbohm: Die paar Schritte zum Taxi konnte ich gehen. Aber auf einmal war alles weg. Im Krankenhaus lag ich 24 Stunden am Tropf. Was da alles reinkommt, weiß ich nicht.

Flimm: Darauf kommt es an, dass man innerhalb von zwei Stunden an diesem Tropf hängt. Das nennen die "Lysieren". Da kommt ein dolles Zeug rein, da wird einem das Hirn durchgewaschen.

Welt am Sonntag: Sie können also einhellig sagen: Es ist gut, verheiratet zu sein. Klares Plädoyer fürs Ehegattensplitting.

Schönbohm: Kann man wohl sagen.

Flimm: Ohne meine Frau wäre ich sofort eingeschlafen. Und in Leipzig hätte der Schaffner gesagt: Hallo Sie, aufwachen, Endstation. Ich hätte vielleicht noch gelebt, aber wahrscheinlich schwer behindert.

Welt am Sonntag: Welche Einschränkungen spüren Sie heute noch?

Schönbohm: Tennis kann ich nach wie vor nicht spielen, was mich sehr fuchst. Mir fehlt die Kraft. Ich übe jede Woche mit einem Trainer, aber es geht noch nicht. Ich fahre viel Rad, um fit zu werden.

Flimm: Das kommt wieder.

Schönbohm: Man macht Fortschritte, aber sehr, sehr langsam.

Flimm: Mein kleiner Finger ist noch nicht richtig gehorsam, und der daneben auch nicht. Ich habe schon zum Barenboim gesagt: Unser vierhändiges Konzert wird nicht klappen. Da hat er gesagt: Es gibt auch Konzerte für Dreihand.

(Heiterkeit)

Flimm: Ich habe so wahnsinnig abgenommen, 15 Kilo, dass ich jetzt den Ehering auf einem anderen Finger tragen muss. Aber der Gewichtsverlust ist ja gut für den Blutdruck, gut für den Zucker, für alles gut.

Welt am Sonntag: Haben Sie sich neue Anzüge gekauft?

Flimm: Nein, die alten passen endlich wieder. Wunderbare Aha-Erlebnisse. Einige Gürtel haben nicht genügend Löcher – herrlich. Das größte Problem ist, dass ich so schnell müde werde, wahnsinnig schnell.

Schönbohm: Geht mir auch so.

Flimm: Wenn ich mittags nicht zwei, drei Stunden schlafe, geht gar nichts.

Schönbohm: Ich schlafe eine Stunde. Das ist für mich vollkommen neu. Ich habe 74 Jahre lang mittags nicht geschlafen, immer aktiv. So, dann Schlaganfall, jetzt bin ich bald 76 – und brauche mittags eine Stunde Schlaf.

Flimm: Bei euch Politikern ist das ja ein solches Wahnsinnspensum, was ihr da wegarbeitet. Oh mein Gott, furchtbar.

Schönbohm: Einen Mittagsschlaf brauche ich nicht, dachte ich immer. Aber nun lege ich mich jeden Tag mittags eine Stunde hin, das ist ganz prima.

Flimm: Mittagsschlaf ist wunderbar. Ab aufs Sofa, herrlich.

Schönbohm: Ich genieße das jetzt auch. Vorher fand ich das absurd.

Welt am Sonntag: Das haben Sie sich früher nicht erlaubt, oder? Wer sich mittags hinlegt, ist doch Sozialdemokrat.

Schönbohm: Exakt.

(Heiterkeit)

Flimm: Oder Italiener!

Welt am Sonntag: Der Bewältigungsklassiker tapferer Schlaganfallpatienten lautet: "Der Schlag war ein Schuss vor den Bug."

Flimm: Von wegen Bugschuss. Das war ein Volltreffer!

Schönbohm: Volltreffer, jawohl. Ich habe viel gegrübelt. Was war das jetzt? Wie geht es weiter? Ich muss den Rest meines Lebens gesünder leben. Aber ich hab mir auch gesagt: Mensch, jetzt musst du dich endlich mal um die Familie kümmern. Im Grunde genommen war es heilsam. Es hat mir geholfen. Jetzt ist es gut.

Flimm: Ich habe neuerdings erstaunliche Anfälle von Fröhlichkeit. Weil ich so unglaublich froh bin, dass ich dem Tod entronnen bin. Noch mal Verlängerung bekommen. In der Reha sah man ja jeden Tag diese bedauernswerten Patienten, die es viel härter getroffen hat. Ich dachte nur, guck an, dem bist du entronnen.

Welt am Sonntag: Gummibälle kneten, Wassergymnastik – es fällt nicht leicht, sich Sie beide als eifrige Reha-Patienten vorzustellen.

Flimm: Ich lasse mich sehr ungern rumkommandieren, und ich nehme mal an, der General erst recht nicht.

Schönbohm: Furchtbar ist das. Im Bademantel da unter all den Leuten, und dauernd hieß es: "Ach, Herr General ...". Es war furchtbar, und dann habe ich gesagt, nee, da gehe ich nicht mehr hin.

Welt am Sonntag: Schlaganfall, Klinik, Reha – kurzum: totaler Kontrollverlust. Für Macher-Typen wie Sie besonders hart.

Schönbohm: Aber es war letztlich gut. Es war zu dem Zeitpunkt richtig.

(Flimms Handy klingelt, er schaut aufs Display)

Flimm: Natascha von der PanAm-Lounge ruft mich an, sie will mich sicher zu einer super Party einladen, wo ich dann doch nicht hingehere. Man kann gesünder leben, ist ja nicht so schwer. Bei der Vorbeugung, da habe ich geschludert. Ich trinke jetzt gar kein Bier mehr, und meine Kohlehydrate halte ich unter Kontrolle.

Welt am Sonntag: Der Schlaganfall sagt: Pass mal auf, mein Freund, du hast toll die NVA abgeschafft, du hast toll in Salzburg den Intrigantenstadl gemanagt, aber dich selbst hast du nicht so gut gemanagt – ein Vorwurf an den Inhaber des Körpers.

Schönbohm: Ja, das ist ganz eindeutig so. Das ist ein massiver Vorwurf, aber ohne Vorwarnung. Man merkt ja vorher nichts, das ist ja das Fatale. Und dann auf einmal kommt es dicke.

Welt am Sonntag: Und jetzt essen Sie mehr Salat?

Flimm: Ich rauche nicht mehr. Ganz aufgehört, ganz locker.

Welt am Sonntag: Hätte Ihnen auch mal zwanzig Jahre vorher einfallen können.

Flimm: Ist mir auch schon vorher eingefallen, aber ich war zu doof.

Schönbohm: Ich habe ganz wenig geraucht, mal Zigarre, Zigarillo. Beim Lebenswandel habe ich mir keinen Vorwurf gemacht, allerdings sehr wohl den, dass ich mich immer zu viel auf die Arbeit konzentriert habe und zu wenig Zeit mit meiner Familie verbracht habe. Ich habe keine Ruhephasen gehabt, nie. Ich habe zeit meines Lebens gearbeitet. Das war auch gut, es hat mich erfüllt und war erfolgreich. Aber jetzt habe ich die Konsequenz aus dem Schlaganfall gezogen, dass ich es absolut ruhig angehen lasse.

Welt am Sonntag: Stellen Sie sich mal vor, die Offiziere hätten damals zu Ihnen gesagt: Herr General, wir treten jetzt mal ab zum Mittagsschläfchen.

Schönbohm: Ich hätte denen den Marsch geblasen, ganz sicher.

Flimm: Ich nicht. Meine Mutter war Ärztin, und die hat gesagt: Leg dich jeden Tag eine halbe Stunde hin, du wirst merken, wie gut das für dich ist. Habe ich auch öfter gemacht.

Welt am Sonntag: Aber wenn Sie mit Gerhard Schröder zusammensaßen, und dann kam eine Flasche Rotwein auf den Tisch, da haben Sie nicht gesagt:

Nein danke, ich muss jetzt ins Bett. Sie haben nicht durchgängig auf Ihre Mutter gehört.

Flimm: Kann man auch nicht. Und der schrödersche Rotwein war nicht der schlechteste.

Welt am Sonntag: Hat sich Schröder gemeldet, als Sie im Krankenhaus lagen?

Flimm: Ja, er hat mir ein Briefchen geschrieben, einen sehr netten Brief.

Welt am Sonntag: Und Sie, Herr Schönbohm, bekamen eine SMS von der Kanzlerin?

Schönbohm: Nee. Sie hat mir zum 70. Geburtstag gratuliert, aber danach kam nichts mehr.

Welt am Sonntag: Hat irgendein Würdenträger der Partei Sie am Krankenbett besucht?

Schönbohm: Nein.

Welt am Sonntag: Nicht mal Blumen von Pofalla?

Schönbohm: Ach, Quatsch. Schäuble hat mir geschrieben, immerhin.

Welt am Sonntag: Schwaches Bild für eine wertkonservative Partei.

Schönbohm: Die hatten keine Zeit.

Flimm: Jaja, keine Zeit – das würde uns jetzt nicht mehr passieren. Mich kam jeden zweiten Tag der Barenboim besuchen. Wirklich nett. Der hat sich die Zeit genommen.

Schönbohm: Ich habe erstaunlich viele Briefe bekommen von wildfremden Menschen. Die haben mir Mut gemacht, mir Kraft gewünscht, das hat mich richtig angerührt. Da dachte ich, irgendwas muss ich wohl richtig gemacht haben in meinem Leben.

Welt am Sonntag: Haben sich alte Kameraden von der Bundeswehr gemeldet?

Schönbohm: Ja, und Thomas de Maizière hat mir einen sehr netten Brief geschrieben. Die Bundeswehr hat wirklich erstaunlich reagiert. Da gibt es Kameradschaft.

Welt am Sonntag: Solange die kein Essen schicken. Was ist schlimmer: Bundeswehressen oder Krankenhaussessen?

Schönbohm: Alles gut zu seiner Zeit.

Welt am Sonntag: Sie sind verdächtig dankbar.

Schönbohm: Ja.

Welt am Sonntag: Ist das der neue Schönbohm?

Schönbohm: Ich bin dankbar dafür, dass ich jetzt 76 Jahre alt werde, dass ich so viel erlebt habe, dass ich weitgehend gesund bin. Und dass Leute an mich gedacht haben.

Flimm: Ich habe auch wahnsinnig viele Briefe bekommen und Mails und Anrufe und SMS, das war schön, das hilft einem in so einer Lage sehr, weil man merkt: Du wirst vermisst.

Schönbohm: Ja, du bist noch nicht abgeschrieben.

Flimm: Als ich zurück ins Schiller-Theater kam, hatten sie ein großes Plakat in mein Büro gehängt: Bienvenue, welcome. Schön, zu merken, dass die froh sind, dass man wiederkommt.

Welt am Sonntag: Hat der Schlaganfall Sie verändert?

Flimm: Das war meine größte Angst, dass ich auf irgendeine Weise skurril werde, eine merkwürdige Figur.

Welt am Sonntag: Das waren Sie aber ja immer schon.

(Heiterkeit)

Flimm: In der Reha hieß es: Wir müssen Ihren Kopf auch mal testen.

Welt am Sonntag: Hört man ungern, oder?

Flimm: Ja, absolut. Aber die Tests waren ganz lustig. Zahlenreihen und Zeichenreihen, wo man den Fehler finden muss. Das Resultat: Ich bin nicht blöd, ich bin über der Norm.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, mussten Sie auch Tests machen?

Schönbohm: Nein, aber ich habe Angst gehabt, dass ich meine Sprache verliere, mein Elixier.

Welt am Sonntag: Zu den rein körperlichen Folgen gesellt sich häufig die sogenannte Post-Stroke-Depression.

Schönbohm: Depression würde ich das nicht nennen, sondern es war Nachdenklichkeit.

Flimm: Man kriegt diese Aufheller-Medikamente dagegen, Happy Pills.

Welt am Sonntag: Waren die gut?

Flimm: Oh ja!

Schönbohm: Die habe ich nicht bekommen.

Flimm: Man wird ein bisschen wurschtig davon. Ich habe dieselbe Angst gehabt wie Sie: Was passiert mit dir, wenn du hier rauskommst, wie geht es weiter? Depression würde ich das auch nicht nennen. Vielleicht trifft es ein altes deutsches Wort: eine kleine Niedergeschlagenheit.

Welt am Sonntag: Man sitzt da als gestandener Mann im Therapieraum und muss Kleinkind-Fähigkeiten neu erlernen. Auch nicht gerade stimmungsaufhellend.

Flimm: "Puppe", ich musste immer wieder P – u – p – p – e sagen.

Welt am Sonntag: Und dafür kommt dann eine Therapeutin?

Flimm: Die sind alle wahnsinnig nett. Am schönsten war die Hand-Massage.

Welt am Sonntag: Schwer vorzustellen, dass General Schönbohm morgens mit einer Logopädin "Lalala" singt.

Schönbohm: Nein. Es hieß: "Sprechen Sie nach."

Welt am Sonntag: Man muss doch "Lalala" machen!

Schönbohm: Nein, ich nicht.

Flimm: Ein General macht nicht "Lalala". Ich musste "Puppe" sagen, "Puppe", immer wieder "Puppe".

Schönbohm: Also das habe ich sehr konsequent gemacht, weil ich sehr viel Ehrgeiz hatte, wieder sprechen zu können.

Welt am Sonntag: Welches Wort können Sie nicht mehr hören? Welches mussten Sie immer wiederholen?

Flimm: Pundeswehr.

(Heiterkeit)

Welt am Sonntag: Und plötzlich brauchen Sie einen Rollator und Hilfe beim Zähneputzen und eine Urinflasche. Man wird also schon vorm Frühstück dreimal gedemütigt.

Schönbohm: Ganz schrecklich.

Flimm: Urinflasche ist die größte Demütigung, die die deutsche Gesundheitsgeschichte erfunden hat.

Welt am Sonntag: Ist das eine deutsche Erfindung?

Flimm: Das kann nur eine deutsche Erfindung sein, das ist so gemein.

Welt am Sonntag: Was ist so gemein daran?

Schönbohm: Hören Sie bloß auf! Die Erinnerung reicht schon.

Flimm: Sie können ja mal einen Selbstversuch machen. Sie müssen flach liegen dabei. Und nicht in einem erregten Zustand, wozu Sie ja als junger Mann sehr wohl

fähig wären, sondern richtig entspannt. Dann wissen Sie, was das für ein Marter-Instrument ist.

Welt am Sonntag: Die Vorstellung, wie man da liegt mit dieser Flasche ...

Schönbohm: ... Verbieten Sie ihm jedes weitere Wort ...

Welt am Sonntag: ... denkt man sich dann: Was soll der ganze Mist? Wozu?

Flimm: Man flucht: Was soll der Scheiß? Verdammte Unzucht! Ungefähr eine halbe Stunde lang – das ist schrecklich.

Welt am Sonntag: Es nützt nichts, die komischen Aspekte zu sehen?

Schönbohm: Da habe ich überhaupt keinen Humor mehr gehabt.

Flimm: Ich auch nicht.

Welt am Sonntag: Wann haben Sie das erste Mal gedacht: Das ist schon auch lustig, wie ich gerade "Pundeswehr" sage oder daneben pinkle?

Schönbohm: Das kam ganz spät. Erst als ich in der Reha war.

Welt am Sonntag: Sind Sie eigentlich privat versichert, Herr Flimm?

Flimm: Nein.

Welt am Sonntag: Ein ordentlicher Sozialdemokrat.

Flimm: Als ich mich versichert habe, da war ich noch kein Sozialdemokrat. Und jetzt bin ich keiner mehr.

Welt am Sonntag: Aber Sie haben so eine Krankenzusatzversicherung?

Flimm: Nein.

Welt am Sonntag: Dann kommt der Chefarzt einfach gern rein, weil Sie Flimm sind?

Flimm: Das passiert.

Welt am Sonntag: Skandal – Flimm hat Promibonus.

Flimm: Im deutschen Gesundheitswesen kriegst du nichts geschenkt. Ich zahle das obendrauf, privat, wenn ich ein Zweibett- oder ein Einbettzimmer bekomme.

Welt am Sonntag: Sie sind nicht so der Versicherungstyp.

Flimm: Ich verstehe das alles nicht. Ich habe aber eine Frau, die versteht das.

Welt am Sonntag: Herr General, Sie sind privat versichert?

Schönbohm: Ja, über die Bundeswehr. 70 Prozent zahlt die Beihilfe, 30 Prozent zahlt die Versicherung, aber das kommt nicht ganz hin. Fürs Einzelzimmer zahle ich noch ein bisschen drauf.

Flimm: Im Zweibettzimmer kommt es darauf an, dass Sie als Erster einschlafen, damit Sie auch als Erster schnarchen – das ist die Zweibettzimmer-Strategie.

Welt am Sonntag: Wie geht der schrecklichste Schwestern-Satz?

Flimm: "Klingeln Sie bitte nicht so oft." Die Intensivstation ist die lauteste Station mit den kränksten Leuten, da ist immer Halligalli, es ist unfassbar. Also habe ich geklingelt und gesagt: "Könnten Sie mal die Tür zumachen?", und da heißt es: "Klingeln Sie bitte nicht so oft." Ein furchtbarer Satz. Da wird einem das ganze Elend dieser Situation bewusst.

Welt am Sonntag: Würden Sie sagen, Sie sind angenehme Patienten?

Schönbohm: Ja, natürlich.

Flimm: Schauen Sie uns an. Wir sind beide wahnsinnig nette Patienten.

Schönbohm: Ich möchte vor allem nicht immer angesprochen werden.

Welt am Sonntag: "Wie geht's uns denn heute, Herr General?"

Schönbohm: Genau das möchte ich nicht.

Flimm: Die Schwestern mussten bei Ihnen salutieren.

Schönbohm: Das müssen sogar Sie, Herr Flimm. Aber ich kann mich nicht beklagen, die waren alle nett zu mir, die Ärzte, die Schwestern, alle. Es war wirklich angenehm, sehr angenehm.

Welt am Sonntag: Gab es hübsche Krankenschwestern?

Flimm: Bei den Turntanten, da waren ein paar nette dabei.

Welt am Sonntag: Umso blöder, da relativ unerotisch auf einem Gummiball zu sitzen.

Flimm: Du gehst in die Muckibude, machst Kraftübungen, weil die Beine irgendwann so dünn sind, und dann gab es so Sachen im Wasser, habe ich sehr gern gemacht, 30 Grad, herrlich, wie eine Badewanne. Der Arm und die Hand waren ja nicht so doll, da musste man Bälle fangen. Ich fand das ganz toll.

Welt am Sonntag: Machen Sie Ihre Reha-Übungen noch?

Flimm: Ich habe mir einen Hüpfball gekauft und für zu Hause ein kleines Fahrrädchen, das ist schön beim Fernsehen.

Schönbohm: Ich fahre draußen Rad, an der frischen Luft, 40, 50 Kilometer. Ich kann das zu Hause nicht.

Flimm: Zehn Minuten, mehr muss man ja nicht machen. Und dann guckt man sich das schöne Programm an, "Rote Rosen" zum Beispiel.

Schönbohm: Was ist das?

Flimm: Sie kennen "Rote Rosen" nicht? Das ist hinreißend, eigentlich immer dasselbe: Einer liebt den anderen, und sie geht weg oder kommt wieder.

Welt am Sonntag: Und dann sagt einer: "Ich bin dein Vater."

Flimm: Genau, und dann umarmen sie sich. Finito. Mehr kann man darüber kaum sagen, das ist alles immer so gleich. Die deutschen Soaps können Sie alle nacheinanderschalten, und es passt immer aneinander, wirklich toll.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, wann haben Sie sich erstmals wieder getraut zu telefonieren mit den anfangs doch argen Sprach-Beeinträchtigungen?

Schönbohm: Das ist mir ganz schwergefallen. Ich hab zu meiner Frau gesagt: Ich geh nicht ans Telefon. Und dann bin ich doch ans Telefon gegangen, aber es war

mir in der ersten Zeit sehr unangenehm, weil ich Angst hatte, die können mich nicht verstehen, ich stottere zu sehr. Es hat lange gedauert, bis das wieder weg war.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, was war Ihr Problem?

Flimm: Die linke Seite des Gesichts ermüdet rasch. Die hängt immer noch ein bisschen, wenn man genau hinguckt.

Welt am Sonntag: Ihre Stimme ist jetzt ein bisschen höher als vorher, oder?

Flimm: Nein, ich war immer Tenor.

Schönbohm: Mich hat das sehr beschäftigt, dieser Gedanke: Hoffentlich merken die Leute das nicht. Ganz blöd eigentlich, die wissen das ja, trotzdem hat mich das wahnsinnig gestört.

Welt am Sonntag: Und dann sagen die Leute: "Ach, du sprichst doch schon wieder ganz schön!"

Flimm: Das macht es dann noch schlimmer! Mitleid kann auch nerven.

Schönbohm: Ganz furchtbar, ja.

Welt am Sonntag: Da überlegt man sich den ersten öffentlichen Auftritt gut. Herr Flimm, Sie mussten dann eine Pressekonferenz geben.

Flimm: Da ging es mir schon ganz gut, aber ich musste mich wahnsinnig konzentrieren, und hinterher war ich kaputt.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, Sie waren bei einer Ausstellungseröffnung in Potsdam.

Schönbohm: Aber ohne Sprechrolle.

Welt am Sonntag: Man muss ausstrahlen: Ich bin wieder an Deck, ganz der Alte!

Schönbohm: Zunächst gucken mal alle. Was ist los mit dem Schönbohm? Auf welchem Stand ist der jetzt? Ist der noch so zackig? Oder zieht der das Bein nach? Die Leute gucken ganz voyeuristisch auf einen drauf.

Welt am Sonntag: So hätten Sie ja auch geguckt.

Schönbohm: Nein.

Welt am Sonntag: Wenn einer einen Schlaganfall hatte, will das Volk ihn sabbern sehen.

Flimm: Die Abweichung von der Norm ist immer interessant.

Welt am Sonntag: Und alle haben Angst: Vielleicht erwischt es dich bald selbst.

Schönbohm: Schön immer Blut untersuchen lassen.

Flimm: Nicht zu fett essen. Und aufpassen, dass der Zucker nicht so hoch ist, denn Zucker ist die böseste aller Krankheiten. Der Zucker, sagt mir mein Kardiologe, vor dem habe ich Respekt, Zucker ist ein Riesenproblem in unserer Gesellschaft.

Welt am Sonntag: Neulich im Café erzählten Sie mir, Sie dürften keinen Honig essen, dann wandten Sie sich an den Kellner und sagten: Ich hätte gern einen Apfelkuchen.

Flimm: Ja, das ist bei mir ein richtiges Problem. Ich bin ein Süßigkeitenmensch. Das hat was zu tun mit der Nachkriegszeit, das können sich die heutigen jungen Menschen gar nicht mehr vorstellen, wie elendig damals die Zeit war. Als die Amis kamen mit ihren Jeeps, und da flogen diese Hershey-Schokoladen runter, die heute noch genauso aussehen wie damals, diese etwas größeren Riegel mit dieser großen Silberschrift, die musstest du kriegen. Ich habe zu dem Süßen ein richtig krankhaftes Verhältnis, ich könnte den ganzen Tag Schokolade essen. Wenn ich mit dem Auto fuhr früher, habe ich mir an der Raststätte eine Rittersport mit Nuss gekauft, die sollte neben mir liegen bis Nürnberg, aber vor der nächsten Ausfahrt war die weg. Nun ist meine Frau auch noch Imkerin geworden und macht bei uns auf dem Land Honig. Schön für sie und brutal für mich.

Welt am Sonntag: Natürlich probieren Sie.

Flimm: Nein, gar nicht. Ich esse mal einen Apfelkuchen, aber keinen Honig mehr.

Schönbohm: Das kann ich mit Freuden machen.

Flimm: Sie Glücklicher!

Schönbohm: Ich mache es nicht, aber ich könnte es machen.

Welt am Sonntag: Dafür dürfen Sie keine Zigarillos mehr rauchen?

Schönbohm: Ich darf, ich rauche ab und zu mal eine, abends auf der Terrasse, in meinem Garten, da habe ich auch eine Flasche Wein.

Welt am Sonntag: "Flasche Wein" heißt: Es sind viele Leute da, Sie trinken gemeinsam eine Flasche Wein?

Schönbohm: Nee, nee, allein mit meiner Frau. Und meine Frau trinkt keinen Wein.

Flimm: Schönbohm, alter Junge!

Welt am Sonntag: Haben Sie ein schlechtes Gewissen?

Schönbohm: Kein Stück! Der bekommt mir gut. Ich weiß nicht, ob ich das darf, aus ärztlicher Sicht. Aber da frage ich nicht nach.

Flimm: Mancher Verzicht fällt schon sehr schwer. Wenn ich in meine Heimatstadt Köln zurückkäme, würde ich vorher den Kardiologen anrufen und sagen: Hör mal zu, kann ich nicht mal ein bisschen Kölsch trinken? Nach dreien kann man noch Auto fahren. Aber mit Kölsch geht es ja schnell, schon ist man bei 15.

Welt am Sonntag: Neben diesen Ernährungssachen lautet der nächste Super-Tipp: kürzertreten.

Flimm: Das beherzige ich auch. Neulich hatten wir zum Beispiel diesen Hauptkampftag mit der "Staatsoper für alle", abends noch eine Premiere, da bin ich am nächsten Tag zu Hause geblieben. Wäre früher nicht vorgekommen.

Welt am Sonntag: Und warum haben Sie sich das früher nicht zugestanden?

Flimm: Das hat mich nicht belastet. Das war ja auch schön, so durch die Gegend zu schießen, das war Lust. Spaß. Ich bin kein Pflichtmensch. Außerdem bin ich auch ein extrem fauler Mensch, kann man an meiner Schulkarriere ablesen.

Welt am Sonntag: Gibt es nach dem Schlaganfall Dinge, die einem so richtig egal sind?

Schönbohm: Ich musste früher zu vielen Themen eine Meinung haben. Habe ich auch gehabt. Jetzt muss ich keine Meinung mehr haben. Jetzt entscheide ich, wozu ich eine Meinung habe und wozu nicht.

Welt am Sonntag: Wozu haben Sie keine Meinung?

Schönbohm: Ach Gott, das führte jetzt zu weit.

Welt am Sonntag: Energiewende?

Schönbohm: Dazu habe ich eine Meinung, ja. Ich halte sie für falsch.

Welt am Sonntag: Sie würden die Atomkraftwerke wieder anstellen?

Schönbohm: Ja.

Welt am Sonntag: Bedeutet Ihnen die Partei noch etwas, Herr Schönbohm?

Schönbohm: Egal ist mir die CDU nicht, aber ich gehe nicht mehr mit.

Welt am Sonntag: Treten Sie auf im Bundestagswahlkampf?

Schönbohm: Ach, die SPD ist so schlecht, dass es auch ohne mich reichen wird.

Welt am Sonntag: Ärgern Sie sich noch?

Schönbohm: Ja, das ist auch gut so.

Flimm: Muss ja sein.

Welt am Sonntag: Haben Sie Ihren Frieden mit Frau Merkel gemacht?

Schönbohm: Sie ist eine gute Bundeskanzlerin, aber keine gute Parteivorsitzende.

Flimm: Sie ist den Konservativen zu sozialdemokratisch, das verstehe ich ja auch.

Welt am Sonntag: Gibt es Sachen, die Sie noch erledigen müssen? Mount Everest oder Jakobsweg?

Flimm: Meine Memoiren, da sitze ich dran. Überhaupt, ich würde gern viel mehr Bücher schreiben, über die ästhetische Entwicklung des Theaters oder Kurzgeschichten. Dann würde ich gern ein Buch herausgeben mit dem Titel "Die verpasste Gelegenheit".

Welt am Sonntag: Hätten Sie selbst eine Geschichte beizutragen?

Flimm: Wir alle, jeder! Was war die größte verpasste Gelegenheit Ihres Lebens, von der Sie wissen: Wenn es geklappt hätte, wäre Ihr Leben grundlegend anders verlaufen? Da habe ich ein paar auf Lager, auch amouröser Art.

Welt am Sonntag: Bereuen Sie eher, dass Sie Sachen getan oder dass Sie Sachen nicht getan haben?

Flimm: Nicht getan.

Welt am Sonntag: Sagen Sie mal Ihr Kapitel aus den "Verpassten Chancen".

Flimm: Nein, das sage ich nicht.

Welt am Sonntag: Kulturstaatsminister bei Schröder.

Flimm: Nein, das habe ich nie gewollt. Er hat mich damals angerufen, der Schröder, bei einer Probe in Schwetzingen. "Komm, mach du das doch!", aber ich habe gesagt: "Ich kann das nicht, ich bin kein Mann für Gremien." Dann wurde es Naumann, und das war ein guter Einfall. Von mir und Stefan Aust ausgekugelt.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, müssen Sie auch noch ein Buch schreiben?

Schönbohm: Nein. Ich muss keins mehr schreiben. Das wäre zu viel Arbeit. Ich will mich jetzt nicht wieder Stress aussetzen. Ich will locker leben. Ich habe ja alles

gemacht, meine Autobiografie geschrieben, und jetzt, für die Enkelkinder, haben wir, hat meine Frau ein Album gemacht: wir, unser Leben, mit Bildern. Ich muss nichts mehr machen. Ein Gefühl, an das ich mich noch gewöhnen muss. Aber schlecht ist das nicht.

Welt am Sonntag: Bei welchen früheren Gegnern müssen Sie sich noch entschuldigen?

Schönbohm: Ich glaube, ich brauche mich bei niemandem zu entschuldigen.

Welt am Sonntag: Sie sind im Reinen mit sich?

Schönbohm: Ja.

Flimm: Das nennt man Weisheit, wenn man keine Angst mehr hat.

Schönbohm: Vor sieben Jahren, vor vier Jahren, da habe ich noch allen zwischen die Hörner gekloppt. Ich habe für Stimmung gesorgt.

Flimm: Das fand ich immer sehr sympathisch an Ihnen. Dass Sie so mittendrin waren im Getümmel.

Schönbohm: Aber jetzt sage ich wie ein alter Bauer: Ich gucke in Ruhe auf die Landschaft, und das Tagwerk können jetzt mal schön die anderen machen.

Welt am Sonntag: Gibt es etwas, das Sie Ihren Kindern mitgeben?

Schönbohm: Ich habe ja 53 Jahre Ehe vorzuweisen, das ist für die Kinder ein großes Vorbild. Ich habe eine ganz wunderbare Frau. Dann die Botschaft: Übt immer Ehr' und Redlichkeit. Das habe ich immer gemacht, Ehr' und Redlichkeit. Beständig, zuverlässig, das war ich immer.

Flimm: Beständigkeit nennt man heute Nachhaltigkeit.

(Heiterkeit)

Schönbohm: Jedenfalls habe ich gerade mein Testament gemacht mit meiner Frau.

Welt am Sonntag: Nach dem Schlaganfall?

Schönbohm: Ja, und vor der nächsten Herzoperation, da ist das alles aufgeteilt, alles ganz prima. Die Kinder haben das Testament schon bekommen, haben es gelesen und für gut befunden.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, haben Sie Ihr Testament auch schon gemacht?

Flimm: Ja, so ein bisschen.

Welt am Sonntag: Wie kann man denn ein bisschen Testament machen? Dann kriegen alle einen Opernführer?

Flimm: Das ist doch ein tolles Erbe. Ich möchte gern noch eine Patientenverfügung machen.

Welt am Sonntag: Das schiebt man gern vor sich her, oder?

Flimm: Ja, aber das muss man regeln, bevor der Moment kommt, dass man da liegt und kann nicht mehr piep sagen und ist fast tot, dann muss das jemand in die Hand nehmen.

Schönbohm: Mein Sohn ist Arzt, ich habe gesagt: "Mach du das doch." Da sagt er: "Ich wohne da oben in Schleswig-Holstein, ich mach das nicht."

Flimm: Dann muss er da runterkommen zwei Tage und den Stecker rausziehen. Also meine Stieftochter, die Ärztin ist, die ist dafür zuständig, den Stecker rauszuziehen. Auch jetzt war die sofort da, bei meinem Schlaganfall. Jeder Mensch braucht den oder die, der sagt, jetzt ist gut, jetzt darf er sterben, wir wollen keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr, er kommt eh nicht mehr zurück.

Schönbohm: Ich hab's noch nicht, aber ich bin auch dabei.

Welt am Sonntag: Das ist der große Horror, dass man noch zehn Jahre vor sich hindämmert.

Flimm: Ja, im Wachkoma oder so was. Das passiert öfter, als man denkt.

Schönbohm: Meiner Mutter ist es so passiert. Drei Jahre lang. Meine Schwester hat sie gepflegt, da war meine Schwester großartig, meine Schwester und ihr Mann. Aber das will ich meinen Kindern ersparen, das will ich nicht.

Flimm: Ich auch nicht.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, bei der Arbeit an Ihren Memoiren, in welchem Jahr bewegen Sie sich gerade?

Flimm: Ich bin in meiner Kindheit, da ist es am schönsten. Ich hatte eine sehr selbstständige Kindheit, meine Eltern haben gearbeitet wie die Blöden, die beiden waren Ärzte. Das Wohnzimmer wurde zum Wartezimmer, die anderen Zimmer wurden alle irgendwie umgedreht. In der Küche war das Labor.

Welt am Sonntag: Waren Sie da mit dem Sterben konfrontiert, im Arzthaushalt?

Flimm: Jaja, ununterbrochen. Krebs kam damals zum ersten Mal wirklich ins Bewusstsein.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, wie war das bei Ihnen damals auf der Flucht? War der Tod allgegenwärtig?

Schönbohm: Wir haben das als Kind nie so wahrgenommen. Wenn ein Flugzeug abgestürzt ist, haben wir gesehen: Da lagen die toten Soldaten. Und auf der Flucht haben wir auch Tote gesehen. Aber das hat mich nicht beschäftigt.

Welt am Sonntag: Wenn jetzt das Ende in Sichtweite gerät, wann auch immer es sein wird, denkt man dann öfter an die Kindheit?

Flimm: Ich denke sehr viel an die Kindheit, wahnsinnig viel. Da ist die Heimat. Das hat der Bloch schon richtig beschrieben. Da sind die Friedhöfe, da sind die Gräber, da ist die alte Kirche von früher, in der ich konfirmiert wurde.

Welt am Sonntag: Wollen Sie in Köln begraben werden?

Flimm: Nein, ich möchte schon da bei uns oben begraben werden, wo ich das Haus auf dem Land habe, mit dem Blick auf die Elbe. Aber trotzdem hat diese

Rückbesinnung auf die Kinderzeit ja etwas Paradiesisches. Da ist man aufgehoben, die Umarmungen sind ja nie genug, die man als Kind kriegt. Ich habe das nicht immer so geschätzt, aber je älter ich werde, desto mehr schätze ich das, diesen Rückblick. Wenn wir aufs Land fahren, zu den Verwandten, und da war ein Riesenbauernhof, und da stank es immer nach Mist, das rieche ich bis heute noch wahnsinnig gern. Wir haben ja von 1945 bis 1949 auf dem Dorf gelebt.

Welt am Sonntag: Gülle?

Flimm: Ja, Gülle riecht wahnsinnig gut.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, was ist Ihr Kindheitsgeruch?

Erdbeeren?

Schönbohm: Nein, Schafe und Ziegen.

Flimm: Das verstehe ich gut.

Schönbohm: Wir hatten Ziegen, die Nachbarn Ziegen und Schafe. Da wurde beim Bauern einem Hahn der Kopf abgeschlagen, und der flog noch weg, der Hahn, ohne Kopf. Das waren Erlebnisse, die sich einprägten und jetzt wieder hervorkommen.

Flimm: Ja, die alte Zeit. Man hat sie ganz präsent jetzt, merkwürdig.

Welt am Sonntag: Langzeitgedächtnis intakt, schwierig wird es bei: "Wo ist meine Brille?"

Flimm: Ist ja auch viel schöner. Ich habe mir mal vor einiger Zeit überlegt: Wann hast du zum ersten Mal wirklich das Gefühl von Schuld entwickelt als Kind? Also wann hat man zum ersten Mal was Schlimmes angestellt?

Welt am Sonntag: Und was für ein Ding haben Sie da gedreht?

Flimm: Ich hatte von einem Nachbarn einen Stock geschnitzt bekommen. Stöcke waren für mich das Allertollste als kleiner Junge.

Welt am Sonntag: Aber das ist ja nicht verboten.

Flimm: Nein, aber ich hatte ihn falsch hingestellt, hinter eine Tür. Und dann ist er umgefallen, und meine Oma, meine geliebte Großmutter, die ist über den Stock

gestolpert und hat sich das Bein gebrochen. Das war furchtbar: Sie lag da, ich habe das alles vor mir. Ich weiß noch genau, was für ein Kleid sie anhatte, ein graues Kleid mit so einer Brosche, und dann kam das Rote Kreuz und hat sie abgeholt.

Welt am Sonntag: Und allen war klar: Das war der Jürgen?

Flimm: Ja, Jürgen hat nicht aufgepasst, patsch, hab ich eine gelangt bekommen, das war nicht so schlimm, aber dieses Gefühl von Verlassenheit – meine Oma war überhaupt das Tollste auf der Welt, und ich habe ihr so was angetan, schrecklich. Ich bin auf einen Baum geklettert und konnte ins Tal schauen, und der Wagen fuhr da um die Ecke, und dann war der weg. Und dieser Moment, wo das Auto weg war mit meiner Oma, das war ein Schmerz, unvergleichlich, und dann habe ich da oben gesessen, und dann kamen die anderen Jungen und sagten: "Komm doch runter, komm doch runter", aber ich habe gesagt: "Ich bleibe jetzt hier oben." Bis meine Mutter kam, habe ich oben in dem Baum gesessen, habe so eine Angst gehabt, es war schrecklich. Und das macht was mit einem, glaube ich. Das habe ich neulich noch mal alles aufgeschrieben, aber an der Stelle konnte ich nicht mehr weiterschreiben, so sehr hat mich das mitgenommen.

Welt am Sonntag: Hat der Schlaganfall etwas an Ihrem Glauben verändert, an Ihrem Gottvertrauen? Haben Sie im Krankenhaus gebetet? Singt man fromme Lieder?

Flimm: Beten kommt vor, zwischendurch. Was man sonst vielleicht nicht so tut.

Schönbohm: Ich war immer überzeugter Protestant, in der Domgemeinde, oft zur Kirche gegangen. Nach dem Schlaganfall habe ich mehr gebetet als sonst. Und das hat mir auch Kraft gegeben.

Welt am Sonntag: Haben Sie den Jahrestag des Schlaganfalls begangen? Als zweiten Geburtstag?

Schönbohm: Ich habe es völlig vergessen, bewusst vergessen, aber meine Frau hat mich daran erinnert und gesagt: Stell dir vor, ein Jahr – und wie gut es dir wieder geht.

Welt am Sonntag: Und dann haben Sie sich zur Feier des Tages einen Zigarillo angezündet.

Schönbohm: Ja, ich war sehr, sehr dankbar, dass ich so weit gekommen bin.

Welt am Sonntag: Zum Abschluss würden wir gern ein erbauliches Lied mit Ihnen singen. Eines Ihrer Lieblingslieder, Herr Flimm: "Geh aus mein Herz und suche Freud".

Schönbohm: Ja, das liebe ich natürlich auch.

Flimm: Herrlich jetzt im Sommer. Aber das hat dreizehn Strophen.

Welt am Sonntag: Wir singen nur die besten.

Flimm: Es ist das schönste Lied. Habe ich bei der Beerdigung meiner Mutter vorgetragen. Immer eins gesungen und eins gelesen.

Schönbohm: Die ersten Strophen kann ich wohl auswendig, denke ich.

Flimm: Erst denkt man, es geht da nur um Pflanzen und Tiere, die schöne Natur, aber zum Schluss, so ist es ja immer, da kommt natürlich die ganz große Linie rein, Hinwendung zum Schöpfer, Paradies und so, klar.

(Flimm liest vom Textblatt)

Erwähle mich zum Paradeis
und lass mich bis zur letzten Reis'
an Leib und Seele grünen ...

Schönbohm: Das ist gut. Das können wir singen.

Gemeinsamer Gesang, erste und letzte Strophe, also schöne Natur – und dann die große Linie, Paradies und so.

Verabschiedung. Draußen schaut Flimm in den Himmel, es ist eine laue Sommernacht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Flimm: Das wäre jetzt so ein Abend, da würde man sich richtig gern irgendwo draußen schön einen reindödeln. Das dürfen wir nun nicht mehr. Aber wir haben es ja oft genug getan, also alles halb so schlimm.

Bester Essay

Laudatio: Michael Krüger

Bei uns in der Jury ging es naturgemäß nicht so lustig zu wie im hier gezeigten Einspieler – im Gegenteil: Es wurden alle wichtigen Probleme der Welt besprochen. Und da der Essay die Königsdisziplin sowohl im Journalismus wie unter Akademikern ist, mit Michel de Montaigne als großem Vorbild, haben wir es uns sehr, sehr schwer gemacht. Es ging so zu wie beim ersten hier gezeigten Einspieler, in dem sich Willy Brandt und Helmut Kohl gestritten haben: Wir hätten uns fast geschlagen. Vor allem, weil einige der Essays sich mit Genderfragen auseinandergesetzt haben, zu denen die beiden weiblichen Mitglieder unserer Jury dezidierte Meinungen hatten.

Ein Essay darf ungerecht sein, wenn er ein Fenster aufstößt und frische Luft rein lässt. Er muss subjektiv sein. Die Spannweite der Themen reichte vom Huhn über die Bausünden von Berlins Oberbürgermeister Wowereit, über Edward Snowden und die Algorithmen, die uns bestimmen, über Vater und Mutter Staat, die uns vorschreiben wollen, wie wir zu leben haben, über die angeblich immer schönen und klugen Frauen, die – wie wir informiert wurden – in Wahrheit auch etwas anderes sind, über die Durchschnittsgröße der Männer – zurzeit 1,79 Meter – bis zu der vielleicht nur rhetorischen Frage, ob der VW-Chef Ferdinand Piëch eigentlich alle seine zwölf Kinder gesäugt hat.

Sie können sich denken, welche Abgründe wir überbrücken mussten, um ein halbwegs gerechtes Urteil zu fällen. Huhn oder Wowereit, Männer oder Frauen? In einem der Texte heißt es: „Frauen und Männer sitzen gemeinsam in der Tinte“ – wer wollte da widersprechen? Wir saßen in der Tinte und Gerechtigkeit gab es nicht. Dann musste unser Chef, der die Diskussion geleitet hat und gedrängt hat, einfach die Diskussion beenden. Wir haben abgestimmt. Und uns für das Plädoyer für einen bescheideneren Kapitalismus von Wolfgang Uchatius in der „Zeit“ entschieden.

Jan Müller hat genug

Die Wirtschaft muss wachsen, wachsen, wachsen, sagen Politiker aller Parteien. Aber wozu eigentlich? Plädoyer für einen bescheideneren Kapitalismus

Von Wolfgang Uchatius, Die Zeit, 28.02.2013

Die Bettdecke ist gefaltet, die Hemden sind gebügelt, die Bücher stehen akkurat im Regal. 14,4 Quadratmeter Ordnung: Das ist das Zimmer von Jan Müller.

Jan ist 18 Jahre alt. Er mag Stefan Raab und den 1. FC Köln, liest gerne Harry Potter und sagt: "Ich blicke positiv in die Zukunft." In wenigen Monaten macht er Abitur. Wenn alles gut geht, hat er danach noch sechzig Jahre Leben vor sich, mindestens.

Jan gehört zu den ersten Jahrgängen, die nicht mehr zur Bundeswehr müssen. Sein Vaterland wird ihn trotzdem brauchen. Jan Müller muss Deutschland neue Kraft geben. Schwung, Energie.

Er muss viel einkaufen gehen.

Europa braucht mehr Wirtschaftswachstum", sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel kürzlich in einem Zeitungsinterview.

"Die Wachstumsraten unserer Volkswirtschaft müssen wieder steigen", sagt SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück.

"Jetzt gilt es, das Wachstum zu stabilisieren", sagt FDP-Fraktionschef Rainer Brüderle.

"Wir müssen für Wirtschaftswachstum sorgen", sagt Linken-Parteichef Bernd Riexinger.

"Wir brauchen eine Wachstumsstrategie", sagt Grünen-Fraktionschef Jürgen Trittin.

Es ist der Refrain der Finanzkrise, der Euro-Krise, der Schuldenkrise: mehr Umsatz, mehr Gewinn, mehr Wachstum! In jedem Industrieland ist er zu hören. Politiker aller Parteien wollen, dass die Unternehmen ihres Landes von Jahr zu Jahr mehr Autos, mehr Zahnbürsten, mehr Fernseher, mehr T-Shirts, mehr Schreibtischstühle produzieren. In fünf Jahren, in zehn Jahren, in zwanzig Jahren. Immer mehr.

Der Verstand nennt es Verschwendung, das Kalkül nennt es Wachstum

Eines gerät dabei manchmal in Vergessenheit: Damit die Wirtschaft wächst, muss irgendjemand all die neuen Waren auch kaufen, in fünf, zehn, zwanzig Jahren. Das wird dann wohl Jan Müller sein müssen.

Dazu ist zu sagen: Jan Müller gibt es gar nicht. Oder genauer, es gibt ihn schon, aber nicht einmal, sondern viele Tausend Mal. Er ist: der typische deutsche 18-Jährige. Ein Musterknabe. Die Hamburger Werbeagentur Jung von Matt hat ihn erschaffen, aus Tausenden von Daten und Fakten, ermittelt in Umfragen und Hausbesuchen.

Jan Müller heißt Jan, weil dies der häufigste Vorname in seinem Jahrgang ist. Er wohnt in Nordrhein-Westfalen, weil dort die meisten deutschen 18-Jährigen leben, er ist Kölner, weil Köln die größte Stadt Nordrhein-Westfalens ist, und er wohnt bei seinen Eltern, weil dies unter den 18-Jährigen in Deutschland so üblich ist. Mit Mama und Papa versteht er sich übrigens sehr gut, aber das ist für die Frage des künftigen deutschen Wirtschaftswachstums nicht so entscheidend. Wichtiger ist, wie es in Jan Müllers Zimmer aussieht.

Die Leute von Jung von Matt haben es nachgebaut, in ihrer Werbeagentur. Sie haben Möbel hineingestellt und Deutschlands häufigste Tapete an die Wand geklebt, die Raufasertapete Erfurt 52, mittlere Körnung. An die Tapete haben sie ein Poster von der Brooklyn Bridge gehängt und einen Stadtplan von Manhattan, weil sich Jugendliche typischerweise Bilder ihres Sehnsuchtsorts an die Wand hängen, und das ist nach wie vor New York. Sie haben eine Postkarte von Jans erster Freundin neben den Schreibtisch gepinnt, eine Packung Kondome ins Nachtkästchen gelegt, weil das eigene Zimmer auch der Ort der ersten sexuellen Erfahrungen ist. Und sie haben einen

alten Teddybären unter die Bettdecke gestopft, weil sich Jan trotz allen Erwachsenwerdens noch nicht so recht von seinem ersten Kuscheltier trennen kann.

Die Werbeleute haben das Zimmer eingerichtet, um sich in die Gefühlswelt junger Menschen hineinzudenken. Man kann diese Bestandsaufnahme deutschen Wohlstands gut als Ausgangspunkt benutzen, um die eine Frage zu stellen, die über die Zukunft der deutschen Wirtschaft entscheiden wird: Hat Jan Müller genug?

Es gibt einen Mann, der glaubte, die Antwort auf diese Frage zu kennen. Ähnlich wie die Werber der Agentur Jung von Matt modellierte er den einen Menschen, der für alle stehen sollte. Nur dass seine Grundlage keine statistischen Daten waren, sondern Gedanken. Er stellte sich den Menschen als ein unersättliches Wesen vor. Er nannte ihn: Homo oeconomicus.

Der Mann war der italienische Ingenieur und Soziologe Vilfredo Pareto. Er lebte von 1848 bis 1923 und nannte sich selbst einen Wissenschaftler von "eiskalter Neutralität". Pareto zeichnete den Homo oeconomicus als ein vom Gefühl des Mangels erfülltes Geschöpf, getrieben vom Wunsch, immer noch mehr Besitz anzuhäufen. Auf diesem Menschenbild beruhen bis heute fast alle relevanten wirtschaftswissenschaftlichen Theorien.

Ende des 19. Jahrhunderts, als Pareto an seinen wichtigsten Schriften arbeitete, hieß ein typischer deutscher Jugendlicher nicht Jan, sondern Wilhelm, wie der Kaiser. Seine Lebenserwartung betrug nicht 80 Jahre, sondern 45, und morgens um sechs Uhr ging Wilhelm Müller nicht zur Schule, sondern in eine Fabrik, in der er zehn, elf Stunden arbeitete. Abends kroch er in sein Bett in einer schmalen Kammer, die er sich mit seinen Eltern und Geschwistern teilte. Er besaß ein paar Hemden, ein paar Hosen, eine Jacke, Stiefel, ein Stück Seife, vielleicht einen Sonntagsanzug. Es ist nicht abwegig, anzunehmen, dass Wilhelm Müller damit nicht zufrieden sein konnte.

Rund 120 Jahre später kann man in Jan Müllers Zimmer sitzen und den Besitz eines 18-Jährigen von heute auf sich wirken lassen: ein Flachbildfernseher, 32 Zoll, ein Computer mit Monitor, zwei angeschlossene Lautsprecherboxen, ein Kopfhörer, ein Smartphone, ein CD-Radio-Kassettenrekorder, eine Playstation für Videospiele

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mit integriertem DVD-Spieler, eine Wii-Konsole, eine tragbare Playstation, mit der man auch unterwegs spielen kann. Außerdem: ein Bett, ein Kleiderschrank, ein Schreibtisch mit Stuhl, ein Taschenrechner, ein Funkwecker, zwei Fußbälle, ein Basketball, ein Volleyball, ein Rucksack, ein Globus, mehrere Paar Sportschuhe sowie Hemden, Hosen, Jacken, Bücher, Spiele, Stifte, DVDs.

Man kann nun eine einfache Rechnung aufmachen. Wenn die deutsche Wirtschaft in den kommenden Jahren um, sagen wir, drei Prozent pro Jahr wachsen soll, müssen die deutschen Unternehmen in 25 Jahren doppelt so viel umsetzen wie heute, und die Bundesbürger müssen doppelt so viel kaufen.

Der typische 18-Jährige der Zukunft, nennen wir ihn Leon Müller, müsste also zum Beispiel ein doppelt so teures Bett in sein Zimmer stellen, einen doppelt so teuren Fernseher oder gleich zwei Betten und zwei Fernseher, oder zwei Schreibtische und sechs Videospielkonsolen, aber das wäre ihm vermutlich zu dumm. Niemand braucht zwei Schreibtische und sechs Spielkonsolen. Um diesen Verzicht auszugleichen, müsste er von anderen Dingen umso mehr kaufen, sonst wird es nichts mit den drei Prozent. Er müsste sich dann, sagen wir, viermal so viele Kleidungsstücke anschaffen, fünfmal so oft zu McDonald's gehen, sechsmal so oft ins Kino, siebenmal so oft ins Fußballstadion.

Aber irgendwann muss Leon Müller ja auch noch für die Schule lernen. Es ist nicht abwegig, anzunehmen, dass dies schwierig werden könnte.

Wilhelm Müller, der 18-Jährige aus dem Kaiserreich, hatte ökonomisch gesehen zwei Funktionen: Er war Arbeiter und Konsument. Wenn er einen Laib Brot kaufte, aß er ihn auf. Wenn er eine Hose kaufte, trug er sie, bis sie nicht mehr zu flicken war. Das Wort konsumieren stammt vom lateinischen Wort *consumere* ab. Es bedeutet: verbrauchen, verzehren.

Im Jahr 1901, Wilhelm Müller schufte wahrscheinlich gerade in seiner Fabrik, da knipste 9.000 Kilometer weiter westlich, in der Feuerwache des Städtchens Livermore in Kalifornien, irgendjemand das Licht an. Es leuchtet noch immer. Die

Glühbirne von damals brennt seit 112 Jahren, es ist die älteste noch funktionierende Glühbirne der Welt.

Alle Lampen könnten so lange halten. Der Glühdraht muss nicht durchschmelzen. Allerdings würden die Hersteller dann kaum noch Birnen verkaufen. Also sprachen sie sich ab, das war 1924, und machten den Draht zur Sollbruchstelle. Die Ingenieure entwickelten nicht bessere, sondern schlechtere Glühbirnen. 1941 flog der Pakt auf, als "Phoebuskartell" ging er in die Geschichte ein. Die kurze Lebensdauer aber blieb den Glühbirnen bis heute. Jan Müller kennt es nicht anders.

Auch Jan ist ein Konsument. Aber das Wort passt nicht mehr. Die Deutschen verbrauchen nicht mehr, was sie kaufen. Jedes Jahr werfen sie 6,7 Millionen Tonnen Lebensmittel in den Abfall, 800.000 Tonnen Kleider in den Container, eine Million Tonnen veraltete oder defekte, aber oftmals noch reparable Handys, Computer, Fernseher, CD-Spieler und Laserdrucker auf den Schrotthaufen.

Der menschliche Verstand sagt: Das ist Verschwendung. Das ökonomische Kalkül sagt: Das ist wachstumsfördernd. Jede Glühbirne, die frühzeitig erlischt, jede Ware, die weggeworfen wird, schafft Platz für neue Einkäufe.

Jan Müller besitzt drei verschiedene Deosprays. Er hat sie sich gekauft, weil er Angst hat zu stinken, einerseits, aber andererseits auch, weil da dieser Schriftzug auf den Dosen prangt. Axe. Das ist die Marke mit den witzigen Werbespots, in denen ziemlich durchschnittliche Jungs dank ihres guten Geruchs die besten Mädchen kriegen.

Jan hat die Dosen nicht ins Bad gestellt, sondern in sein Bücherregal. Jeder, der ins Zimmer kommt, sieht sie.

Wilhelm Müllers materieller Besitz umfasste zwanzig Gegenstände, vielleicht dreißig. In Jan Müllers Zimmer dagegen befinden sich knapp 500 verschiedene Produkte. Vergleicht man diese beiden Zahlen, sieht es so aus, als hätten die Leute von heute nur noch Materielles im Kopf, als habe der Kapitalismus die Menschen verdinglicht. In Wahrheit hat er die Dinge vermenschlicht, er hat es fertiggebracht,

Waren zu emotionalisieren und über ihren reinen Nutzen hinaus mit Wert aufzuladen, mit Status. Er hat es geschafft, aus einem Deospray ein Schmuckstück zu machen.

So hat der Kapitalismus dafür gesorgt, dass die Wirtschaft weiter und weiter wuchs, auch dann noch, als Wilhelm Müller längst keinen Hunger mehr litt.

Die Frage ist, wie weit sich dieser Prozess fortführen lässt. Wird sich der 18-Jährige Leon Müller in 25 Jahren womöglich nicht nur Deosprays ins Regal stellen, sondern auch Zahnbürsten und Rasierschaum? Wird er sich alle vier Wochen eine neue Jeans kaufen, weil die alte ihm das Gefühl gibt, schlecht auszusehen?

Wird er tatsächlich doppelt so viel einkaufen wie Jan?

Die Theorie der Unersättlichkeit passt nicht mehr zu den Fakten

Eine mögliche Antwort ist: Ja. Sie beruht auf der These, dass Kulturpessimisten zwar seit Jahren glauben, in den hoch entwickelten Volkswirtschaften sei der Bedarf nun wirklich gedeckt, von jetzt an würden die Wachstumsraten sinken, langsam, aber unaufhaltsam – und dann gehen die Leute doch wieder in die Geschäfte. Sie werfen das Alte weg, besorgen sich Neues. Kaufen, zum Beispiel, eine Jeans, oder zwei, oder zwanzig, wählen aus zwischen: Regular Fit, Slim Fit, Comfort Fit, Loose Fit, Baggy und Boot Cut, zwischen Unwashed, Onewash, Sand Washed, Stone Washed, Double Stone Washed, Stone Bleached, Acid Washed, Bomber Washed, Navy Washed, Used Look und Destroyed Look.

Man muss sich darüber nicht moralisch erheben, das System funktioniert ja: Der Kunde wünscht, der Kapitalismus erfüllt. Der Mensch ist unersättlich, so wie das Modell des Homo oeconomicus es vorsieht. Der immerwährende Drang nach mehr erzeugt immerwährendes Wachstum. So ist es, so wird es bleiben.

Das ist eine durchaus plausible Theorie. Sie hat nur einen Fehler: Sie passt nicht zu den Fakten. Nicht mehr.

Jahrzehntelang brachten es die Unternehmen fertig, mit neuen Produkten neue Märkte zu erschließen. Ihre Ingenieure erfanden Kühlschränke, Autos, Fernsehgeräte, Videospiele. Etwas, das die Welt nicht kannte. Nach solchen Dingen suchen sie auch

heute, angestrongter denn je. Nie zuvor investierten die Unternehmen der Industrieländer so viel Geld in Forschung und Entwicklung. Nie zuvor meldeten sie so viele Patente an. Allein, es hilft nicht recht. Die Leute wollen die vielen Neuheiten gar nicht haben. Oder zumindest nicht genug davon. Sie kaufen das neue, nie da gewesene Smartphone, den neuen, noch schnelleren Laptop. Aber das reicht nicht.

Man sieht das an diesen Zahlen: In den sechziger Jahren expandierte die deutsche Wirtschaft um durchschnittlich 5,4 Prozent pro Jahr, in den siebziger Jahren waren es 3,3 Prozent, ein Jahrzehnt später 2,6 Prozent, dann 1,7 Prozent, inzwischen liegt das durchschnittliche Wachstum bei: genau einem Prozent.

Man könnte dies für eine spezifisch deutsche Schwäche halten, verursacht nicht durch den abnehmenden Hunger der deutschen Verbraucher, sondern, zum Beispiel, durch die zunehmende Regulierungswut der deutschen Bürokratie. Dann aber müssten die Wachstumsraten in anderen Ländern höher sein, in den USA etwa oder in Japan.

Sie sind es nicht. In praktisch allen hoch entwickelten Volkswirtschaften der Welt hat der Kapitalismus an Kraft verloren. Egal ob die USA, Japan, Frankreich oder Großbritannien, ob Italien, Kanada, die Schweiz oder Österreich: Die Wachstumsraten sinken, langsam, aber unaufhaltsam. Das System verliert seine Energie.

Dass die deutsche Wirtschaft noch nicht schrumpft, liegt vor allem daran, dass sie sich neue Märkte erschlossen hat. Die Unternehmen verkaufen ihre Autos in China, ihre Waschmaschinen in Russland, ihre Duschgels in Brasilien. In Ländern, denen es am Überfluss noch mangelt.

Vor Kurzem lief im Fernsehen ein Film über einen chinesischen Müllsammler. Der Mann stopft Plastikflaschen, Blechdosen, Kupferdraht in riesige Säcke. Das Zeug verkauft er an einen Zwischenhändler, der es weiterverkauft an Unternehmen, die es einschmelzen. Wenn der Müllsammler mit dem Müllsammeln fertig ist, arbeitet er weiter. Er hilft dann auf Baustellen und bei Umzügen. Abends kriecht er in sein Bett, das er sich mit seiner Frau und seinen Kindern teilt. Er lebt ein Leben, das dem eines deutschen Fabrikarbeiters im Kapitalismus des Kaiserreichs gleicht.

In dem Film sagt der Müllsammler sinngemäß: Ich arbeite hart, damit es meinen Kindern einmal besser geht. Das ist seine Lebenseinstellung.

Auch von Jan Müller gibt es einen typischen Satz. Die Werbeleute der Agentur Jung von Matt haben ihn aufgeschrieben. Er lautet: "Spaß und Freunde dürfen nicht zu kurz kommen."

In Deutschland sitzen fast jede Woche irgendwelche Leute in den Talkshows, die sich über solche Sätze sehr aufregen können. Oft sind es Präsidenten eines Arbeitgeberverbandes oder Vorstände eines Unternehmens, manchmal auch Politiker. Sie sagen, die Deutschen seien faul geworden. Sie arbeiteten zu wenig. Ihnen fehle der nötige Biss, um Wachstum zu erzeugen. Sie sagen, Deutschland solle auf China schauen, China sei die Zukunft des Kapitalismus, die Avantgarde.

Das ist eine seltsame Sicht auf den Fortschritt. Natürlich haben die Deutschen an Biss verloren. Ist das überraschend? Soll Jan Müller wieder zu Wilhelm Müller werden? Warum sollten Leute, vor deren Haus schon zwei Autos stehen, sich schinden wie die Irren? Für das dritte Auto? Den vierten Fernseher?

Nicht China ist die Zukunft des Kapitalismus. Deutschland ist es, Amerika, Frankreich, all die Länder, in denen sich das Wachstum abschwächt, weil die Leute schon genug gekauft haben.

Es ist nicht so, dass es in Deutschland keine Menschen mehr gibt, die materielle Wünsche haben. Es gibt mehrere Millionen Niedriglöhner und Arbeitslose, die ihre Jeans oft beim Discounter kaufen, wo es keine fünfzig Varianten mit unterschiedlichen Waschungen gibt, sondern nur eine: das Modell "Basic", für 9,99 Euro.

Eine geschickte Politik könnte es womöglich fertigbringen, die Löhne aufzubessern und das Arbeitslosengeld zu erhöhen, ohne die Unternehmen in die Pleite und die Staatsschulden in die Höhe zu treiben. So eine Politik würde den Leuten zu mehr Geld verhelfen und die Wachstumsraten für eine Weile steigern, bis auch diese Kraft verbraucht wäre.

Spätestens dann wäre es an der Zeit für eine naheliegende Erkenntnis: Wirtschaftswachstum erhöht das menschliche Wohlergehen, aber nicht auf ewig, und deshalb ist ewiges Wachstum unsinnig. Viel stärker als der Wohlstand ist in Deutschland in den vergangenen Jahren die Erschöpfung gewachsen. Selbst das Wasser zeigt schon Spuren der Müdigkeit. In Flüssen und Seen sammeln sich die Reste der Antidepressiva, die jenen Menschen verschrieben werden, die dem Druck der Arbeitswelt nicht mehr standhalten. Früher hätten sie vielleicht an etwas gedacht, das ihnen fehlt und das sie sich dank der Schufterei bald kaufen können. Sie hätten durchgehalten. Heute fehlt vielen das materielle Ziel.

Hätte man Wilhelm Müller gefragt, was für ihn zu einem guten Leben gehöre, hätte er vermutlich geantwortet: Eine neue Hose. Ein Stück Fleisch. Ein eigenes Bett. Jan Müller dagegen sagt, er wolle eine Familie haben – und genug Zeit für sie. Man kann sagen, Jan und Wilhelm Müller haben gemeinsam, dass sie Bedürfnisse haben und dass das wohl nie aufhören wird. So gesehen stimmt das Postulat des Homo oeconomicus von den nicht endenden Wünschen des Menschen. Es gibt immer irgendetwas, was der Mensch braucht. Aber es sind nicht immer Produkte, man kann es nicht immer kaufen.

Vor etwa vierzig Jahren verbreitete sich die Erkenntnis, dass die Erde kein grenzenloses Rohstoffreservoir ist, aus dem man sich nach Gutdünken bedienen kann. Seitdem ist die Frage in der Welt, wie sich Kapitalismus und Umweltschutz vereinbaren lassen. Das ökologische Problem ist eines der großen Themen moderner Politik.

Viel spricht dafür, dass es in den hoch entwickelten Ländern bald um eine weitere, nicht weniger große Frage gehen wird: das ökonomische Problem. Ist ein bescheidenerer Kapitalismus denkbar, der den Wohlstand bewahrt, statt ihn auf ewig zu vergrößern? Kann ein Unternehmen, das nicht mehr wächst, profitabel bleiben? Wie muss man die Marktwirtschaft organisieren, wenn der Markt gesättigt ist?

Denn das ist der gängige Begriff für den Zustand, auf den wir uns seit Jahren zubewegen: Sättigung. Auch dieses Wort ist unpräzise. Wenn man sagt, ein Mensch

ist satt, bedeutet das, er hat genug, er isst nichts mehr. Null. Wenn Wirtschaftsexperten sagen, ein Markt sei satt, dann meinen sie damit nicht, dass keine Autos mehr gekauft werden. Sie meinen, dass in diesem Jahr vielleicht eine Million Autos gekauft werden und im nächsten Jahr wieder eine Million. Schon das Ausbleiben von Wachstum gilt als Sättigung.

Deutschland ist nicht satt. Leon Müller wird aller Voraussicht nach in 25 Jahren nicht doppelt so viel konsumieren wie Jan Müller heute, aber er wird weiterhin einkaufen gehen, wird sich Computer, Fernseher, Videospiele anschaffen. Er wird nicht als Asket leben. Er wird es nur irgendwann nicht mehr schaffen, sich all den Besitz anzueignen, der nötig wäre, um die Wachstumsraten oben zu halten.

Passender ist daher ein anderes Wort, eines, das einem einfällt, wenn man diese Zahl sieht, mit der Jung von Matt die Körpergröße des Jan Müller beziffert: Er misst 1,81 Meter. Das ist interessant, weil der amerikanische Wirtschaftshistoriker John Komlos schon vor Jahren herausgefunden hat, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen Körpergröße und Wohlstandsniveau. Wilhelm Müller, der typische 18-Jährige der Jahrhundertwende, war 1,67 Meter groß, fünfzig Jahre später lag die Durchschnittsgröße bei 1,74 Metern, Anfang der achtziger Jahre bei 1,79 Metern. Dann aber, mit steigendem Wohlstand, verlangsamte sich das Wachstum, geriet ins Stocken, inzwischen, melden Anthropologen, nimmt die Körpergröße der Deutschen nicht mehr zu. Sie hat ihr Maximum erreicht. Jan Müller ist nicht größer als der typische Jugendliche der neunziger Jahre. In Amerika werden die Menschen sogar wieder kleiner.

Die Deutschen sind nicht satt. Sie sind ausgewachsen.

Bester freier Reporter

Laudatio: Antje Kunstmann

Den Preis bekommt Andrea Jeska für ihre Reportage „Der Mann, der die Wüste aufhielt“. Sie versteht es, in dieser Reportage ein Weltproblem wie den Hunger und die Ernährung auf ein Saatloch zu reduzieren und darin alles zu konzentrieren, was es über dieses Weltproblem zu erzählen gibt. Sie macht das in einer wunderbaren Weise: Sie hält sich auch im Ton an das, was man in Afrika als mündliches Erzählen kennt, in einer bestimmten Genauigkeit und gleichzeitig einer gewissen Langsamkeit. Sie erzählt die Geschichte von einem Mann, der in der Wüste Bäume gepflanzt hat, unter denen er sitzt. Zwischen diese Bäume hat er Hirse gepflanzt. Damit ist es ihm gelungen, viele Leute zu ernähren und ein Beispiel dafür zu geben, wie die Kleinbauern in Afrika ein Problem zu lösen, das bisher von den Welternährungsorganisationen, GIZ, und wie sie alle heißen, nicht gelöst werden konnte. Ein wunderbares Beispiel, ein Blick in die Zukunft, wie es auch gehen kann; etwas ganz Positives.

Der Mann, der die Wüste aufhielt

Jahrelang bekämpften Entwicklungshelfer den Hunger in der Sahelzone. Vergeblich. Dann kam ein Bauer, pflanzte einen Wald und machte den Boden fruchtbar.

Von Andrea Jeska, Die Zeit, 29.11.2012

Es sind die Wochen vor dem Regen, als der alte Mann die Samen des Affenbrotbaumes in die Erde legt. Noch einmal sät er. Ernten wird er nicht mehr. Zehn Jahre dauert es, bis die Bäume die ersten Blüten tragen. Der alte Mann wird dann schon tot sein. 40 Jahre vergehen, bis die Bäume so stark sind, dass sie den Stürmen und hungrigen Tieren standhalten. Auch die Söhne des alten Mannes werden dann nicht mehr leben.

Seine Enkel und Urenkel aber werden einmal die Früchte der Bäume essen, die er im Jahr 2012 gepflanzt hat. Sie werden die Samenkörner kauen und aus den Blättern einen dicken Brei kochen, der gegen Ruhr und Koliken hilft. In feuchten Jahren werden sie die Bäume wachsen lassen. In trockenen Jahren werden sie die Bäume wässern. Und vielleicht werden sie sagen: Das sind die Bäume von Yacouba Sawadogo.

70 Jahre ist er alt, ein großer, ergrauter Mann, der langsam müde wird und ahnt, dass sein Leben zu Ende geht.

Für die neuen Bäume hat sich Yacouba ein Stück Land gesucht, das seit Generationen niemand bestellt hat. Land, das niemandem gehört. Höchstens Gott. Und dem Wind und der vorwärtskriechenden Dürre, die die Hirse vertrocknen lässt, bevor die Halme auch nur so hoch gewachsen sind wie ein Kind.

Die gebackene rote Erde ist rissig wie ein altes Stück Papier. Kein Baum stand je auf diesem Land im Norden von Burkina Faso, inmitten der westafrikanischen

Sahelzone. Das Wort Sahel kommt aus dem Arabischen. As sahil bedeutet Ufer. Es ist das Ufer der Wüste.

»Ein Verrückter«, so sprachen die Männer im Dorf

Lange vor der Regenzeit hat Yacouba mit der Arbeit begonnen. Die Löcher für die Samenkörner haben einen Durchmesser von 60 Zentimetern und sind 30 Zentimeter tief – doppelt so groß wie jene, die man für die Samen von Tamarinden-, Niem- und Nérébäumen braucht. Man kann diese Löcher nicht graben, man muss sie hacken. Die ersten Schläge der Spitzhacke lassen die krustige Oberfläche platzen, kleine Steine fliegen davon. Erst nach vielen weiteren Schlägen wird der Boden weicher.

Jahrelang hat Yacouba alleine gehackt. Fern den Feldern der anderen Männer, fern den Häusern des Dorfes. Sein Schatten war der einzige Schatten, das Geräusch seiner Hacke das einzige Geräusch. Nur Ziegen liefen um ihn herum. Monat für Monat, Jahr für Jahr ging er einsam seiner Arbeit nach, eine dunkle, hohe Silhouette unter einer zu heißen Sonne. »Ein Verrückter«, so sprachen die Männer im Dorf.

Im Norden von Burkina Faso, in der Provinz Yatenga, pflanzte Yacouba alleine einen Wald. Er machte unfruchtbare Erde fruchtbar, er ließ Hirse sprießen, wo Ödnis war, er schuf kühlenden Schatten, wo die Sonne brannte.

So rang der Ackerbauer Yacouba Sawadogo dem harten Nichts einen Garten Eden ab.

Man weiß nie, wann eine Erzählung wirklich beginnt. Der Anfang dieser Erzählung liegt vielleicht in uralter Zeit, als die Menschen begannen, Samenkörner in die Erde zu legen, und die Natur ihnen nicht entgegenkam. Als die Ernte vertrocknete oder nicht ausreichte und der Dürre der Hunger folgte. Vielleicht beginnt diese Erzählung aber auch erst in den frühen fünfziger Jahren, als Yacouba Sawadogo, Kind armer Bauern, auf eine Koranschule in Mali geschickt wurde, aber nicht lesen und schreiben lernte, trotz aller Mühe. Heute, 60 Jahre später, sagt der alte Mann Yacouba über den kleinen Jungen Yacouba, er sei wohl nicht klug genug gewesen. Zudem war er der kleinste und schwächste aller Schüler. Nur eines wusste der Junge besser als die

anderen: wo die Bäume am grünsten waren und am höchsten wuchsen und wie sich aus ihrer Rinde und ihren Blättern Medizin machen lässt.

Spätestens aber beginnt die Erzählung in jenem Augenblick, der zur Legende wurde. Nach zehn Jahren vergeblichen Bemühens um den Jungen Yacouba schickte die Schule ihn nach Hause. An seinem letzten Tag wurde er zum Scheich gerufen, dem Leiter der Koranschule. Der Junge erwartete Vorwürfe, doch der Scheich prophezeite ihm Großartiges. »Du wirst ein Weiser sein«, sagte er zu Yacouba. Eines Tages, fuhr der Scheich fort, wenn Yacouba alt sei, würden viele Menschen seinem Weg folgen, und selbst kluge Männer aus fernen Ländern würden ihn um Rat bitten.

Der alte Mann hat kein Telefon, und die Post erreicht ihn selten. Wer Yacouba Sawadogo besuchen will, muss nach ihm fragen in Ouahigouya, einer kleinen Stadt, 182 Kilometer von Burkina Fasos Hauptstadt Ouagadougou entfernt. Muss nach ihm fragen auf dem Markt und wird weitergeschickt in das Dorf Gourga, wo Kinder auf einen Weg deuten, an dessen Ende der alte Mann in seinem Wald sitzt. Einfach auf der Erde sitzt und die Vögel mit Hirsekörnern füttert.

Was der Scheich ihm einst verkündete, sagt Yacouba, habe er nie bezweifelt, auch wenn er sich lange gefragt habe, wie ausgerechnet er dazu komme, anderen den Weg zu weisen – und wohin der wohl führen werde.

Als er seine ersten Samen gesät hatte, erinnerte sich Yacouba an den Aufruf des Korans, ein Mann solle Bäume pflanzen und von der Schöpfung nicht nur nehmen, sondern ihr auch etwas geben. Der Wald ist Yacoubas Gabe an die Schöpfung.

Yacoubas Wald, wie die Leute das Stück Land nennen, ist ein Ganzkörpererlebnis aus Kühle und Schatten, aus Vogelgesang und Bienengesumm. Mit Stämmen und Hirsestroh hat Yacouba einen Unterstand gebaut. Hasen laufen an Bäumen vorbei, Echsen funkeln. Der Wald ist ein Ort, der lebt, wo einst nur Hitze war.

Weil Yacouba dieses Wunder vollbrachte, kommen die Menschen heute zu ihm. Yacouba hält Lehrstunden für andere Bauern ab, empfängt Kranke, die Medizin brauchen, und Agrarexperten aus Europa und Amerika. Sie alle kommen, um zu

lernen. Über die Besuche führt Yacouba ein Gästebuch, ein viele Seiten dickes internationales Manifest des Staunens und der Anerkennung.

Alles an Yacouba ist ruhig, seine Bewegungen, seine Stimme, seine Hände. Alles an ihm ist gerade, die äußere und die innere Haltung. Man braucht Ausdauer, um seine Entschlossenheit zu spüren, man braucht Zeit für seine Geschichten, die nie geradeaus führen, sondern wandern und stolpern, schneller werden und stehen bleiben. Man braucht Hingabe, wenn man ihm über die Felder und durch den Wald folgt.

Im Jahr 1952 schrieb der französische Schriftsteller Jean Giono folgenden Satz: »Dieser Mensch verbreitete Frieden um sich [...], er erweckte den Eindruck, dass ihn nichts zu stören vermöge.« So beschrieb Giono den Schäfer Elzéard Bouffier, einen Mann, der in einer abgelegenen Gegend der Provence alleine einen Eichenwald pflanzte. Heute würde er mit diesen Worten vielleicht Yacouba Sawadogo beschreiben.

Der gescheiterte Koranschüler kehrte 1960 in seine Heimat zurück und begann damit, Haushaltswaren zu verkaufen auf dem Markt des Städtchens Ouahigouya. In den Jahren zuvor hatte es böse Missernten in Burkina Faso gegeben, es waren Jahre der Trockenheit, Jahre des Hungers. Womöglich wäre Yacouba sein Leben lang ein Händler geblieben, wäre Anfang der achtziger Jahre nicht eine neue Dürre über die Sahelzone auf die Provinz Yatenga zugekrochen.

50 Millionen Menschen hungerten, man kann nur schätzen, wie viele starben, vermutlich eine Million. Kein Halm wuchs, kein Tropfen befeuchtete den Boden. In Scharen flohen die Menschen aus ihren Dörfern, nach Ouahigouya und in andere Städte. Sie hofften, dem Hunger zu entkommen, doch in den überfüllten Städten fanden sie nur neue Not. Sie bekamen keine Hütten, sie bekamen nichts zu essen. »All das Sterben«, sagt Yacouba und hebt die Hände plötzlich gegen die Vögel, als sei ihre Lebendigkeit seiner Erinnerung im Weg. »All die Verzweiflung.«

Diese Zeit, sagt Yacouba, war die Zeit seiner Verwandlung: Erschrecken vor dem Elend, Ekel vor dem Geld, das er als Händler verdiente in dieser Zeit des Sterbens. Dann ein inneres Wachsen. Klarheit. Gottvertrauen. Kraft. Er verkauft alles

und kehrt zurück in sein Dorf, dem Flüchtlingsstrom entgegen. Dort nimmt er seine Hacke und geht dahin, wo nichts ist. Nur leere Wüste. Geht mit dem Willen, die Wüste fruchtbar zu machen. Sie ist nicht sein Feind. Sie ist jetzt seine Zukunft.

Burkina Faso ist eines der ärmsten Länder der Welt. Es ist mehrheitlich bewohnt von den nomadischen Fulbe und den sesshaften Mossi, die von Ackerbau und Viehzucht leben und fünf Könige haben, einer ist der König der Provinz Yatenga.

60 Tage lang muss ein Mann fünf Stunden täglich die Erde aufhacken

Burkina Faso hat nur im Süden fruchtbaren Boden. Um die Hauptstadt herum ist das Land noch grün, wachsen Bäume und kleine Wälder. Doch je weiter man nach Norden kommt, desto karger wird die Erde, desto heißer die Luft. Nur vereinzelte Bäume unterbrechen die Linie des Horizonts. Hier liegt Yacoubas Heimat. Männer führen von Eseln gezogene Pflüge, Frauen schlagen mit kleinen Hacken auf den Boden ein. Die uralte Methode, solch spröde Äcker zu bestellen, nennt man in der Sahelzone Zaï.

Zaï ist die Kurzform des Wortes zaïégré, das übersetzt bedeutet: früh aufstehen und den Boden bearbeiten. Zaï wird überall dort praktiziert, wo der Boden so trocken ist, dass jeder Regen in den krustigen Spalten und Kerben versickert. Zaï bedeutet: Löcher graben, wo graben eine mörderische Arbeit ist, meist 20 Zentimeter breit, 20 Zentimeter tief. 60 Tage lang muss ein Mann fünf Stunden täglich die Erde aufhacken, will er einen Hektar dieses wasserarmen Landes zur Saat vorbereiten. Einzelnen werden die Samen dann in die Löcher gesetzt und mit Erde bedeckt. Jahrhundertlang wurde so gesät. Jahrhundertlang kam immer wieder die Dürre, und die Samen vertrockneten in der Erde.

Jede Generation in der Sahelzone hatte ihre Hungerzeit. In den sechziger Jahren kamen Franzosen, Deutsche, Amerikaner in die Länder am Südrand der Sahara und initiierten Projekte, die mit »Wieder-« begannen: Wiederbegrünung, Wiederaufforstung, Wiederfruchtbarmachung des ausgelaugten Bodens. »Intensivierung« wurde eine Art Modevokabel westlicher Entwicklungshilfe. Der Hunger war nicht länger nur eine afrikanische Plage, er wurde jetzt als globale

Herausforderung verstanden, die sich mit den Methoden der modernen Landwirtschaft bewältigen lässt, mit Geld und Technik. Entwicklungshelfer brachten vollautomatische Pflüge in die Sahelzone, sie ersannen Bewässerungssysteme, bohrten Brunnen, belehrten die Bauern und priesen den künstlichen Dünger und den Anbau schnell wachsender Pflanzen wie Baumwolle. Sie dachten, so lasse sich die Dürre überlisten und der Hunger besiegen. Doch die Pestizide, die Maschinen, die Baumwollsträucher laugten den Boden vollends aus, und schließlich warnten Experten vor einem Kollaps der Nahrungsversorgung. In der Sahelzone waren bereits 80 Prozent des Landes kultiviert, es gab keine Brache mehr. Der Boden konnte sich nicht erholen.

Die tödliche Dürre Anfang der achtziger Jahre markierte das Ende der westlichen Weisheit. Das Fernsehen zeigte Bilder von Flüchtlingen, Hungernden, toten Menschen, toten Tieren. Die Bilder bewiesen vor allem eines: Zwischen den Absichten der Industrieländer und der Wirklichkeit der Entwicklungsländer gab es eine unüberwindbare Kluft.

Yacouba Sawadogo kann weder lesen noch schreiben. Die Einträge in seinem Gästebuch lesen ihm seine Söhne vor. Yacouba ist ein Analphabet, aber Analphabetismus ist ein Begriff aus Europa. Das Alphabet Afrikas ist anders beschaffen, ist weitergetragenes Wissen der Generationen. Kein Handbuch über Landwirtschaft wurde hier je geschrieben. Man ackerte und holte die Ernte ein, wie es schon die Väter taten.

Zaï war langen Dürrezeiten nicht gewachsen. Das zu erkennen war vielleicht Yacoubas größte Leistung. Er wagte etwas Neues. Er vergrößerte die Zaï-Löcher und erfand eine neue Art von Dünger, indem er die Samen mit einer Mischung aus Blättern, Viehdung und Asche ummantelte. Er schützte sie, indem er eine dicke Schicht weicher Erde daraufpackte. Er gab ihnen Feuchtigkeit, indem er vor der Regenzeit mit der Saat begann und Reihen von Steinen auf den Boden legte, um den Fluss des Regenwassers aufzuhalten. So bewahrte er die Samen vor der Hitze und gab ihnen Kraft zum Wachsen.

Schon die erste Ernte war groß, sie füllte Yacoubas Hirspeicher, und die Nachricht drang bis Ouahigouya. Jetzt kamen die Hungernden zu ihm, und er gab, solange er zu geben hatte.

30 Jahre ist es her, dass Yacouba Sawadogo zum ersten Mal die Hacke schwang. In diesen 30 Jahren sind die Menschen nach Gourga zurückgekehrt, beseelt von einer Hoffnung, die keine der großen Hilfsorganisationen brachte, sondern einer der Ihren. Ein einziger Mann. In diesen Jahren hat sich der Grundwasserspiegel von Gourga gehoben, weil die Bäume die Feuchtigkeit speichern, und Hunderte Hektar Wüste haben sich in Ackerland verwandelt. In diesen Jahren musste Yacoubas Familie – drei Frauen und inzwischen 60 Kinder und Enkelkinder – nie hungern. In diesen Jahren experimentierte Yacouba, veränderte die Düngerzusammensetzung, sodass Termiten angezogen wurden, die den Boden aufwühlten. Regenwasser dringt nun leichter ein. Yacouba lernte, welcher Baum unter welchen Bedingungen am besten wächst, er stellte aus Rinde und Blättern, aus Früchten und Blüten Medizin her.

»Dieser Mann ist ein Visionär«, sagt ein holländischer Wissenschaftler

Der beste Beweis für Yacoubas Können aber ist sein Wald, 30 Hektar ehemals totes Land, 42 Fußballfelder, auf denen 60 verschiedene Bäume und Sträucher wachsen, die größte Artenvielfalt in diesem Teil der Sahelzone. Niembäume, deren niedrige Blätter viel Schatten geben, hat Yacouba gepflanzt wegen der heilenden und pflegenden Eigenschaften ihrer Rinde, wegen ihrer nahrhaften Früchte, die im Sommer wachsen, kurz vor der Regenzeit, dann, wenn die Ernte des Vorjahres meist verbraucht und die des laufenden Jahres noch nicht eingebracht ist. Dornakazien hat Yacouba gepflanzt, weil die Ziegen gern daran knabbern, Tamarindenbäume, weil sie Früchte und hartes Holz geben. Nérébäume, weil deren Trauben wertvolle Mineralien enthalten. Karitébäume, weil man daraus Sheabutter machen kann, die gegen trockene Haut hilft, und Medizin, die Gelenkschmerzen lindert.

Sosehr Yacouba für die einen zum Heilsbringer wurde, so sehr wurden ihm andere zum Feind. Yacouba bringe Unglück, hieß es, weil er die Traditionen missachte: Zaï dürfe man nicht vor der Regenzeit praktizieren. Als aber die

Sprösslinge zu jungen Bäume heranwachsen, als Yacoubas Felder voller Hirse standen, sagten die Leute im Dorf, er sei mit den bösen Mächten im Bunde. Sie legten Feuer an seine Felder, an seinen kleinen Wald. Die ersten vier gepflanzten Hektar fielen den Flammen zum Opfer.

Die Täter zu identifizieren war nicht schwer. Yacouba hätte sie anzeigen, sie zur Rede stellen können. Er tat nichts dergleichen. »Es bringt einem Mann nichts, wenn er behauptet, er habe recht. Es ist besser, die Dinge unter Beweis zu stellen. Bis die anderen sagen: Der hat recht.« Er klagte nicht, er richtete nicht. Er begann von vorn.

Mitte der achtziger Jahre hörten die Menschen auf, in Yacouba einen Verrückten zu sehen. Sie fingen an, mit Respekt von ihm zu sprechen. Damals reiste der holländische Geologe Chris Reij durch den Norden von Burkina Faso. Reij war unterwegs im Auftrag des Zentrums für Internationale Kooperation an der Universität von Amsterdam. Dort suchten Wissenschaftler nach Möglichkeiten, den Boden fruchtbar zu machen und der Wüste Ertrag abzurufen. Reij hörte von diesem Mann, der ödes Land begrünt, und war elektrisiert. Heute sagt er: »Es war eine Zeit des Scheiterns. Ich hatte so viele schlechte, sinnlose Projekte gesehen, dass ich schon glaubte, wir würden das Problem des Hungers nie in den Griff bekommen. Dann traf ich Yacouba, und es war wie ein Lichtstrahl. Dieser Mann ist ein Visionär.«

Seit jener Zeit kehrt Chris Reij regelmäßig nach Gourga zurück, auch dieses Jahr ist er wieder dort, ein Mann Anfang 60 mit der Begeisterungsfähigkeit eines Kindes. Längst sind er und Yacouba Freunde, Bewunderer des jeweils anderen. Bis heute ist Reij von Yacoubas steten Neuerungen begeistert, beugt sich über jedes Zaï-Loch und rennt von Feld zu Feld. »Vor 20 Jahren stand hier nur ein Baum!«, ruft er und sprudelt Zahlen heraus: 1,4 Milliarden hungernde Menschen weltweit, die Hälfte Kleinbauern. Und jetzt, durch die neuen Anbaumethoden, würden zumindest in der Sahelzone zehn Prozent mehr Menschen satt. Mit Zaï, wie Yacouba es praktiziere, könne man die Produktion von null Kilogramm pro Quadratmeter schon bei der ersten Ernte auf acht Kilo steigern.

Von der Amsterdamer Universität ist Reij inzwischen zum World Resources Institute in Washington gewechselt, aber Yacouba ist sein Held geblieben. In den neunziger Jahren holte Reij Bauern aus dem Niger und aus Mali nach Gourga, damit ihnen Yacouba sein Wissen vermittele. »Im Niger ist Yacoubas Zaï inzwischen noch viel erfolgreicher als hier. Tausende Farmer praktizieren es dort mit großem Erfolg. Überall ist der Grundwasserspiegel gestiegen, überall gibt es Familien, die keinen Hunger mehr kennen. Yacoubas Einfluss ist größer als der aller nationalen und internationalen Experten zusammen.«

Wer Reij fragt, warum Yacouba das gelang, woran teuer bezahlte Spezialisten scheiterten, hört vorsichtige Sätze über das Überlegenheitsgefühl der Weißen, das die Entwicklungshilfe bis spät in die neunziger Jahre bestimmt habe. Konzepte seien erfunden worden, die den Bedingungen, der Kultur und den Traditionen nicht angepasst gewesen und nach kurzer Zeit fehlgeschlagen seien. »Damals hatten wir alle keine Ahnung, erst jetzt sind wir so weit, dass wir auf die Eigeninitiative der Bauern setzen und die Landwirtschaft mit einfachen Mitteln beleben wollen«, sagt Reij. »Die Lösung sind nicht Großprojekte, sondern es ist eigener Wille. Wenn Millionen von Farmern Zaï praktizieren, wenn sie Millionen von Bäumen pflanzen und im Schatten dieser Bäume Milliarden von Hirsesamen säen, dann ist der Hunger in der Sahelzone eines Tages vorbei.«

2007 traf der Kameramann Mark Dodd, der damals für die BBC arbeitete, durch Zufall auf Yacouba. Die Begegnung hat Dodds Leben verändert, und nicht nur seines. »Ich sah Yacouba, wie er allein vor dem Horizont stand, auf einer endlosen ausgetrockneten Fläche, und Loch um Loch hackte. Unermüdlich, unablässig. Es war, als sei ich einem Titanen begegnet«, sagt Dodd.

Er kündigte bei der BBC und gründete seine eigene Produktionsgesellschaft, 1080 Films, um eine Dokumentation über Yacouba zu drehen. Bei seinen Recherchen stieß er auf Reij, der ihm half, den Film zu finanzieren. Mit Laiendarstellern aus Yacoubas Familie stellte Dodd Yacoubas Kindheit in Mali, die erfolglosen Jahre in der Koranschule, die Hungersnot und die Flucht aus den Dörfern und die arbeitsreichen ersten Jahre nach. Und er gab Yacouba einen Namen. Der Schriftsteller

Giono nannte seine Erzählung einst Der Mann, der Bäume pflanzte, Dodd nannte seinen Film Der Mann, der die Wüste aufhielt. Auf Dutzenden von Filmfestivals wurde er gezeigt, auch im Freilichtkino von Ouahigouya. »Das war die schönste Vorführung«, sagt Dodd. »Das Kino war voll. Die Leute haben gelacht und gejubelt.«

Yacouba bestellt sein Land nicht mehr allein. Nach 30 Jahren, in denen erst nur er, dann auch seine Söhne die harte Arbeit verrichteten, ist er bekannt geworden. Er hat jetzt – durch den Verkauf des überschüssigen Getreides und durch Spenden – genügend Geld, um sich fremde Hilfe zu holen. Und er hat Schüler. Jede Woche kommen Bauern aus einem anderen Dorf zu ihm. Gemeinsam schlagen sie auf die Erde ein, als wollten sie ihr die Unfruchtbarkeit austreiben. Viele von Yacoubas Schülern sind Frauen, die von ihren Männern verlassen wurden oder verwitwet sind. Sie führen ein Leben, das in der Sahelzone oft mit dem Hungertod endet. Land zu beackern, das ihnen keiner streitig macht, ist für die Frauen die einzige Möglichkeit, sich zu ernähren. »Wenn ihr bereit seid, hart zu arbeiten, dann werdet ihr mit Zaï genügend zu essen haben. Zaï wird euch und euren Kindern Essen und Frieden bringen«, sagt Yacouba zu den Frauen, und sie nicken und schwingen die Hacken hoch in den Himmel.

Auch der Stammeschef a. D. will jetzt einen eigenen Wald

Auch der Stammeschef von Wagdidi in der Nachbarprovinz Loroum, Chief Naba-Ligidi S. Kagoné, hackt. Er und Yacouba kennen sich seit ihrer Kindheit. In den achtziger Jahren, als Yacouba aufs Land zurückkehrte, floh der Chief wie so viele andere in die Stadt. Er wurde Lehrer, rührte keine Hacke mehr an, zog keinen Pflug mehr. Nun ist er seit acht Jahren altersbedingt Stammesoberhaupt außer Dienst. Er hat oft und lange unter Yacoubas Strohdach gesessen und den Vögeln zugesehen. Er hat Reij begleitet und mit Dodd gefilmt. Irgendwann war der Wunsch, auch so einen Wald zu schaffen, so groß, dass der Chief vier Hektar Land kaufte. Nun hat er Schwielen an den Händen.

Gionos Geschichte über den Eichenwaldpflanzler wurde 1954 in der Zeitschrift Vogue veröffentlicht. Gionos Ich-Erzähler berichtet, wie er den Schäfer Bouffier auf

einer Wanderung traf, bei ihm übernachtete, und als Bouffier am anderen Tag einen Eisenstecken nimmt und losmarschiert, folgt er ihm und sieht, wie dieser mit seinem Stecken Löcher in die Erde bohrt und Samen hineinlegt. »Ich muss sehr hartnäckig gewesen sein bei meinem Ausfragen, dass er darauf antwortete. Seit drei Jahren pflanzte er Bäume in dieser Einsamkeit. Er hatte bereits 100.000 gepflanzt.«

Yacouba hat an der Geschichte von Giono großes Vergnügen. Unter seinem Hirsestroh-Baldachin sitzt er an einen Baum gelehnt und hört still zu, nur bei der Charakterbeschreibung des Schäfers brummt er ein zustimmendes »Hmmm, hmmm«. Bei dem Satz: »Ich habe ihn nie gebeugt und verzweifelt gesehen. Und dennoch, wer weiß, ob nicht Gott selber ihn dazu gedrängt hat«, nickt Yacouba bestätigend. »Natürlich Gott. Kein Mensch kann so viel Kraft aus sich selber heraus finden.«

Ob die Ähnlichkeiten zwischen Bouffier und ihm nicht erstaunlich seien? Aber nein, sagt Yacouba mit tiefem Ernst. Er habe schon auf so eine Geschichte gewartet, auf die Erzählung eines Freundes im Geiste irgendwo auf der Welt, der so sei wie er. »Wir haben ein Sprichwort: Von jedem von uns gibt es einen Zweiten.«

Im vergangenen Sommer breitete sich in der Sahelzone eine neue Dürre aus, neuer Hunger. Auch im Norden von Burkina Faso mit der Provinz Yatenga war die Lage kritisch. Verschärft wurde die Situation durch die Flüchtlinge, die im Frühjahr nach den Unruhen in Mali über die Grenze gekommen waren, 62000 sollen es gewesen sein.

Das Werk des Bauern: Nahrung für 2,5 Millionen Menschen

Die Krise kam nicht überraschend. Schon vor fünf Jahren begannen Lebensmittel wie Reis oder Mehl knapp zu werden, die Preise stiegen, mancherorts auf das Achtfache. Der Wissenschaftler Reij und sein Institut sehen die Ursachen des Hungers in der Erderwärmung, in den unregelmäßigen Regenfällen, in der abnehmenden Fruchtbarkeit der Böden durch Überdüngung und im nach wie vor starken Bevölkerungswachstum.

Es ist eine erschütternde Diagnose, doch in Yacoubas Speicher lagert genug Getreide, dass seine 60-köpfige Familie zwei erntelose Jahre überstehen könnte. In

diesem Frühjahr haben er und seine Söhne zwei weitere neue Felder bestellt, Hunderte von Löchern gegraben und in jedes fünf Hirsesamen gelegt. Mit den ersten Regenfällen im April sprossen sie, und die vier überzähligen Setzlinge hat Yacouba in weitere Löcher gelegt. Als im Juni die Regenzeit einsetzte, trieben die Halme in die Höhe. Die Hirse gedieh.

Seit Jahren kann Yacouba seinen Überschuss verkaufen, und ebenso lange verteilt er seine Saat großmütig an arme Bauern. Für ihn ist es eine Frage der Menschlichkeit. »Zu sagen, ich habe keinen Hunger, während andere hungern, ist keine gute Sache. Wer einen satten Bauch hat, während den anderen der Magen knurrt, ist ein schlechter Mensch«, sagt er.

Auf dem G-8-Gipfel im vergangenen Mai im amerikanischen Camp David beschlossen die Regierungschefs der wichtigsten Industrienationen der Welt eine »Neue Allianz« zur Ernährungssicherung in Afrika. Eines der Länder, die davon profitieren sollen, ist Burkina Faso. Die Neue Allianz ist eine Fortsetzung der auf dem G-8-Gipfel von 2009 im italienischen L'Aquila festgelegten Maßnahmen. Lange waren Kleinbauern nicht im Blick der Entwicklungshilfe, sie galten allenfalls als Empfänger von Almosen, nicht als Wegbereiter landwirtschaftlichen Fortschritts. Erst die L'Aquila-Initiative sah die Kleinbauern als wichtige Partner im Kampf gegen Armut und Hunger. Jetzt sollen sie Unterstützung erhalten, um ihre traditionellen und seit Jahrhunderten erprobten Anbaumethoden zu praktizieren, sie sollen genügend eigene Ernte einbringen, statt Lebensmittelhilfen zu erhalten.

Für die auf einmal international so populäre, in Wahrheit aber sehr alte Art der Landwirtschaft gibt es einen neuen Begriff: climate-smart agriculture – Landwirtschaft, die sich den veränderten klimatischen Bedingungen anpasst. In seinem Rural Poverty Report 2011 lobt der International Fund for Agricultural Development (IFAD) – eine Sonderorganisation der Vereinten Nationen – den Ansatz, Getreide und Bäume zusammen anzubauen. Bäume speichern Nährstoffe und verbessern so die Bodenqualität. Als Erfolgsbeispiel nennt der Report den Niger – dort liegen jene Gebiete, aus denen Chris Reij einst Landwirte zu Yacouba brachte, damit sie von ihm lernen.

Seit den achtziger Jahren wurden im Niger 200 Millionen neue Bäume gepflanzt. Auf diese Weise ist es Reij zufolge gelungen, die Menge des jährlich geernteten Getreides um 500.000 Tonnen zu erhöhen. Davon ernähre man 2,5 Millionen Menschen. Yacouba, der seinem Freund zuhört, lächelt.

Im Büro der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in der burkinischen Hauptstadt Ouagadougou bestätigt Büroleiter Florent Dirk Thies, wie wichtig Kleinbauern seien. 80 Prozent der Bevölkerung von Burkina Faso lebten von Landwirtschaft, und davon seien wiederum 95 Prozent Kleinbauern.

Die GIZ ist ein Bundesunternehmen, das die Entwicklungshilfemaßnahmen der deutschen Regierung umsetzt. In den vergangenen Jahren, sagt Thies, habe Burkina Faso sich selbst ernähren können, doch fruchtbarer Boden werde knapp. »Die Bevölkerung hat sich verdoppelt, aber die nutzbaren Bodenflächen sind gleich geblieben.« Eigentlich müsse man ein Feld sieben Jahre lang brach liegen lassen, um es ein Jahr lang zu bewirtschaften. »Das können die Leute nicht einhalten. Die Böden verschlechtern sich enorm«, sagt Thies. Er hält es trotzdem für möglich, die Erträge zu verdreifachen. Zu lange habe man auf die falschen Methoden gesetzt. »Wir müssen die lokalen Bauern unterstützen.«

67 Jahre lang hatte Yacouba Sawadogo die Sahelzone nicht verlassen. Dann, eines Tages im Jahr 2009, zog er sein bestes Festtagsgewand an, setzte die traditionell fein bestickte Kopfbedeckung der Mossi-Männer auf und flog in die Schweiz. 2010 war er in den USA, 2011 in Südkorea. Chris Reij hatte dafür gesorgt, dass Yacouba zu internationalen Entwicklungshilfekonferenzen eingeladen wurde. Yacouba traf Ban Ki Moon, den Generalsekretär der Vereinten Nationen, der ihn so nannte wie der Dokumentarfilmer Dodd: »der Mann, der die Wüste aufhielt«.

In Filmaufnahmen von diesen Reisen sieht man Yacouba unbeeindruckt von den internationalen Experten aufrecht auf dem Podium sitzen und in langsamen, ruhigen Sätzen von seiner modernen Form des Zaï erzählen.

Yacouba Sawadogo ist heute ein geachteter Mann in seinem Dorf, in Ouahigouya und bei all jenen, die ihm begegnen. Er ist zufrieden, aber nun läuft seine

Zeit ab, und er ist erschöpft. Die Fahrten mit dem Moped von Dorf zu Dorf, die vielen Ratsuchenden, die jeden Tag zu ihm kommen, um zu erfahren, wie sie Ungeziefer verscheuchen, Wasser stauen, Mist anmischen, Bäume von Krankheiten heilen können, werden ihm zu viel.

Sein Wissen hat er an seine Söhne und viele andere weitergegeben. Jetzt träumt er davon, noch ein kleines Haus zu bauen, ein Ausbildungszentrum, wo er die Menschen unterrichten könnte. Und eine Apotheke würde er gerne eröffnen für die Medizin und die Öle, die er herzustellen versteht. Niemand soll dafür bezahlen müssen. Doch für das Zentrum wie für die Apotheke fehlt ihm das Geld.

Gionos Ich-Erzähler, so steht es in der Geschichte, wird 1914 eingezogen und kommt erst zehn Jahre später zurück in die Berge. Für ihn überraschend findet er Bouffier wieder, noch immer Bäume pflanzend. »Wir verbrachten den Tag damit, dass wir schweigend im Wald herumgingen. Er maß [...] elf Kilometer in der Länge und drei Kilometer in der Breite. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass dies alles von den Händen und dem Herzen dieses Mannes herrührte, ohne jedes technische Hilfsmittel, dann ging einem auf, dass die Menschen auch in anderen Gebieten so schöpferisch sein könnten wie Gott, nicht nur im Zerstören.«

Der halbe Wald müsse abgeholzt werden, sagen die Landvermesser

Gionos Eichenwaldpflanzler wird im Alter geehrt als Bewahrer der Natur, der Schriftsteller lässt ihn noch erleben, wie die Leute sein Werk preisen. Seinen Wald allerdings, so schrieb es der Autor kurz vor seinem Tod im Jahr 1970 in einem Brief, gab es bald nicht mehr. Wo Eichen standen, wurden Kraftwerke und Fabriken gebaut. Nur einzelne Bäume überlebten das Zusammentreffen mit der Moderne.

Vielleicht ist es das Schicksal der Rufer und Mahner, der Steppenwölfe und einsamen Schöpfer, dass ihren Werken keine Ewigkeit vergönnt ist. Auch Yacoubas Wald ist in Gefahr. Das Land, das er beackert, gehört ihm nicht. Er hat es sich genommen, weil niemand es wollte und niemand Anspruch darauf erhob. So ist es in Afrika seit Jahrhunderten. Man darf so lange bleiben, bis der Staat die Hand auf das Land legt.

Vor zehn Jahren kamen Landvermesser aus Ouahigouya und schlugen Grundsteine in Yacoubas Boden. Einen Stein setzten sie mitten in den Schuppen, in dem Yacouba jenes Getreide lagert, das er verschenkt. Der Schuppen müsse abgerissen werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie neben die Mauer von Yacoubas Grundstück und zogen von dort eine Linie. Die Linie teilt das Grab seines Vaters. Der Vater müsse umgebettet werden, sagten sie. Einen Stein setzten sie in Yacoubas Wald und sagten, die Hälfte des Waldes müsse abgeholzt werden. Yacouba hat diesen Stein mit dem Fuß umgetreten, und wenn er ihn zeigt, dann sieht er alt und leer aus, wie ein hilfloser Greis. Als Letztes schlugen die Männer ein halbes Dutzend Markierungssteine in die ersten Felder, die Yacouba beackert hat, zwischen die ersten Bäume, die er gepflanzt hat und die damals schon mehrere Meter hoch waren.

Die Jahre vergingen, und nichts geschah. Der Staat mischte sich nicht weiter ein in das Leben von Yacouba Sawadogo. Doch auf einmal, vor wenigen Monaten, tauchten Leute auf, denen irgendein Beamter das Land zur Ansiedlung versprochen hatte. Sie begannen, Yacoubas Bäume zu fällen und Häuser zu bauen, wo Yacoubas Hirse wächst. Yacouba ging zur Provinzregierung. Er erwartete kein Lob, keinen Dank für die vielen Jahre harter Arbeit, keine Bewunderung für seinen Erfolg. Er wollte nur ein bisschen Gerechtigkeit oder wenigstens Gnade. Man sagte ihm, er könne das Land für umgerechnet 50.000 Euro kaufen. »Hmmm, hmmm«, brummte Yacouba, drehte sich um und ging.

Er klagte nicht. Er rechnete nicht auf. Er tat das, was er immer getan hat, wenn das Leben sich ihm entgegenstellte: Er fing wieder von vorne an. Wanderte mit seiner Hacke ein Stück weiter: dorthin, wo niemand war und wo niemand sein wollte, hackte neue Löcher. Kleine für die Hirse, große für die Bäume, ganz große für die einhundert Affenbrotbäume. Das war im Jahr 2012, in den Wochen, bevor der Regen fiel.

Yacouba sagt zu seinen Söhnen: »Wenn sie kommen und meinen Wald fällen, setzen wir einen neuen Wald.«

Er wird den Wald nicht mehr wachsen sehen. Er wird die Früchte nicht mehr ernten. Aber er wird wissen, niemand hat ihn besiegt. Die Natur nicht. Und schon gar nicht die Menschen.

Beste Lokalreportage

Laudatio: Sabine Rückert

Es war die erste Kategorie, die wir besprochen haben, und wir haben uns darüber eine Stunde lang dermaßen in die Wolle gekriegt, dass ich dachte, wir können heute Abend vielleicht gar nicht antreten bei dieser Feier, weil wir uns immer noch streiten. Schließlich haben wir uns doch geeinigt, beziehungsweise nein, wir haben uns nicht geeinigt. Drei Stücke waren in der engeren Auswahl: Das dritte ist irgendwann zermalmt worden zwischen den einzelnen Stellungnahmen, zwei sind übrig geblieben. Und da wir uns auch hierbei nicht einigen konnten, haben wir den Preis geteilt.

Die eine Reportage ist sprachlich flirrend, im Stakkato – oder, wie manche fanden: zu überdreht. Die andere ist sehr zurückhaltend, einfach – oder, wie andere faden: schlicht, aber ergreifend. Beide Reportagen verbindet die Hinwendung zu Menschen, die Außenseiter in einer Stadt sind und beide Reportagen verbindet die Stadt Berlin. Meral Al-Mer und Lucas Vogelsang gingen dem Mythos um die legendäre „Titten-Gitti“ nach. Eine schillernde Erscheinung aus der versunkenen Halbwelt des Prenzlauer Bergs der Vorwendezeit. Auf der Jagd nach dem Phantom Gitti gruben sie ein längst versunkenes Viertel Berlins aus, bevölkert von absurden, verrückten, verzweifelten und sehr, sehr speziellen Figuren. Es ist eine Rückschau auf ein untergegangenes Stück Berlin, aber ohne jede Nostalgie. Die Reporter nehmen den Leser mit auf die Jagd nach einer Legende. Und sie finden sie am Schluss, wenn auch unerwartet und auf eine sehr eigene Weise.

Die Reportage „Mein Freund Jürgen“ von Eva Sudholt ist die andere. Sie spielt in einer wohlhabenden Gegend, im Westen Berlins. In Dahlem lebte und starb der Obdachlose Jürgen, zuletzt am Leben gehalten durch die Hinwendung der Dahlemer Bürger und Kirchgänger. Eine unerwartete Reportage über Humanität und Freundschaft zu einem, der durch alle Raster gefallen ist. Sie zeigt auch ein Viertel

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Berlins in einem ganz neuen Licht, die bürgerlichen Bewohner von Dahlem in ihrer Größe und Freundlichkeit, in einer Zeit, da immer wieder darüber gesprochen wird, wie Bahnhöfe und öffentliche Plätze von Randgestalten befreit werden.

Die Jury hat sich zwischen beiden Reportagen nicht entscheiden können. So haben wir einen Kompromiss geschlossen und beschlossen, den Reporterpreis für die „Beste Lokalreportage“ zu teilen unter diesen Autoren, die sich aufgemacht haben, das Leben zweier besonderer Persönlichkeiten dem Vergessen zu entreißen.

Sie nannten sie Titten-Gitti

Honeckers erstes It-Girl, Edelhure, Operndiva, Stasi-IM: In Prenzlauer Berg ranken sich bis heute Legenden um die Frau, die bürgerlich Brigitte Klingmann hieß. Wer ihren Spuren folgt, findet eine verlorene Zeitspann

Von Meral Al-Mer und Lucas Vogelsang, Der Tagesspiegel, 09.03.2013

Ganz am Anfang war es ein Spiel. Im Taxi, durch den Osten Berlins immer dieselbe Frage an den Fahrer: Kennen Sie Titten-Gitti? Ein Name, über den wir gestolpert waren. Kneipennächte im Prenzlauer Berg. Immer wieder.

Wichtig war dabei, dass der Taxifahrer mehr als 20 Jahre im Geschäft war. Kutscher schon hinter der Mauer. Männer, die mit der Zeit das Gelb ihrer Kunstfellbezüge angenommen hatten. Sie reagierten auf den Namen. Unmittelbar. Ausschweifend. Erinnerten sich, fuhren rechts ran, fuchtelten die Silhouette einer Frau in die Luft, riesengroß, Riesenbrüste, in jeder Kneipe bekannt.

Eine ehemalige Hure, sagten sie. Ein Mannequin, sagten sie, Honeckers erstes It-Girl. Eine Frau, die, früher höchst attraktiv, später, nach einer Messerattacke eines eifersüchtigen Ex-Liebhabsers, auf Krücken gestützt durch den Prenzlauer Berg trieb, ständig unterwegs zwischen Lychener, Schliemann- und Dunckerstraße. LSD-Viertel, Bermudadreieck. Alkohol in der Luft. Wiener Café, Mosaik, Seifen und Kosmetik.

Die guten alten Läden, die gute alte Zeit. Andere Fahrer erinnerten sich an eine Frau, Schwerstalkoholikerin, die einen ganzen Supermarkt leer räumte, und dann, die Kassiererinnen ignorierend, den Wagen auf die Straße schob, um das nächste Taxi anzuhalten. Eine Zechprellerin, die als Bezahlung ganz einfach ihre Brüste auspackte. Zitierten die Funksprüche, mit denen sie sich gegenseitig vor Gitti warnten, von der sie wussten, dass sie wieder nur diese 500-Mark-Note dabei haben würde, Trinkgeld

und Freifahrtschein, die natürlich niemand wechseln konnte. Also: Pass Uff. Die Prenzlauer lieber weiträumig umfahren. Da steht Gitti. Mit den Krücken.

Und sie taten all das mit einer solchen Hingabe, die Bilder blumig, die Pointen sauber getimt, als hätten sie die ganze Zeit nur darauf gewartet, dass endlich jemand kommt und fragt.

Mehr als fünf Jahre ging das, bis sich Gitti als Figur verselbstständigte. Wir wussten nun viel und irgendwie doch: nichts. Was aber war wirklich dran, an diesem Kiezgeflüster, das sich über Hörensagen und im Promillenebel der Jahre zu Legenden verfestigt hatte. Rein also in den Prenzlauer Berg, in seine Geschichte und Geschichten. Spurensuche im Damals und was noch davon übrig ist. Kennen Sie Titten-Gitti?

Erster Versuch: Schusterjunge. Steht dort, wo eine solche Kneipe stehen muss: an der Ecke. Lychener und Danziger, am Rand des LSD-Viertels. Gut für einen Anfang, weil der Schusterjunge einer der wenigen Läden ist, die es schon vor der Wende gab.

Zwischen dem Tresen, altdeutsch, dunkles Holz, und der Durchreiche zur Küche, Tagesempfehlung Rouladen, steht Silvie. Die Kellnerin. Und es ist schnell klar: Gitti kann auch sie nur mit zwei Händen beschreiben. Hände, die erst ausladend vor die Brust geführt werden, die Finger gekrümmt: "Solche Kaventsmänner." Und dann, in einer flüssigen Bewegung zuckend am Körper vorbei wie eine Trockenübung zum Barrenturnen: die Krücken, "ihre Kalaschnikows". Natürlich kennt sie die. "Aus'm Usbekischen Gasthof. Aus den Achtzigern." Sie weist in Richtung der Tische am Fenster: "Später saß sie dort und hat mit den Männern getrudelt, Karten gespielt, die ganze Nacht. Hatte ihr Geld und ihre Zigaretten immer hier oben drin." Griff ans Dekolleté. Silvie wird jetzt warm, muss aber erst mal Biere zapfen.

Als sie wieder zu sprechen beginnt, Hand am Hahn, über den Tresen hinweg, schnell, ohne Pausen, prasselt mehr als ein halbes Leben Gastronomie auf uns ein. Namen und Orte. Jahreszahlen. Vortrag über die Suffkultur in der DDR. Dann aber, großer Schlenker, doch wieder zurück zu Gitti. Konzentration jetzt. "Sie kam immer

bei uns in den Laden. Wie eine Schauspielerin. Mit ganz viel Brimborium. Und hat erzählt, sie sei die Spätverlobte von Manfred Krug." Silvie legt den Kopf in den Nacken, hält sich die Hand an die Stirn, simulierter Schwächeanfall. Schauspielerinnen-Gestus. Sie tanzt die Gitti. Brimborium eben. Der Vorhang fällt mit einem Kellnerinnenlachen. Spätverlobte von Manfred Krug, das glaubste doch selbst nicht. "Leute wie Gitti, die wollten sich auch einfach darstellen. Davon gab es einige", sagt Silvie und beginnt mit der Aufzählung ihres eigenen Kuriositätenkabinetts. Otto, der im Gesicht tätowiert war. Rio, der sich allen Ernstes für Rio Reiser hielt. Die Nachtigall, Mausi, usw. Und auf einmal sind wir mittendrin in dem Damals-und-heute-Vergleich. "Gitti hatte diese Kodderschmauze, hat sich nichts gefallen lassen, schon mal jemandem ins Süppchen gespuckt. Damit steht sie natürlich auch für ein Ostberlin, das es so gar nicht mehr gibt." Blick hinter die Fenster. Danziger Straße, Verkehrsbrausen, Kulturbrauerei und Backshop. "Es gibt einfach keinen Ort mehr für solche Figuren, und außerdem..." Silvie wird durch das Dröhnen des Kochs unterbrochen, Schnitzel auf der Durchreiche. Ja, gleich. Den einen Satz möchte sie jetzt noch ganz gerne beenden. "Und außerdem sind die doch alle weg. Gestorben. In der Klapse. Viele haben die Wende einfach nicht verkraftet." Dann geht Silvie und bringt das Schnitzel nach hinten, wo junge Asiaten und Amerikaner an langen Tischen warten.

Wir gehen auch, begleitet von diesem Gedanken: Selbst der Schusterjunge ist nicht mehr der Ort für die Trinker aus der Nähe, an dem man noch unter sich ist. Geschlossene Gesellschaft. Denn hier, wo früher in den Nächten nicht selten 120 Jahre Knast am Tresen lehnten, Möbelluden mit dicken Ringen an wurstigen Fingern ihre Tageseinnahmen versoffen, bestellt heute die Jugend der Welt auf Empfehlung des Lonely Planet urdeutsches Essen. Um Gitti zu verstehen, brauchen wir jedoch das alte, das schmutzige, das Figurentheater Prenzlauer Berg.

Strahli ist noch einer von früher. Wir treffen ihn am Helmholtzplatz, einige Tage später. Es hat ein wenig gedauert. Denn Strahli, der Trickster, Wandler zwischen den Welten, ist keiner, den man einfach erreicht. Er hat nicht zu jeder Zeit eine verlässliche Telefonnummer und sein Leben keine festen Zeiten. Wenn man sich mit

ihm verabreden will, klebt man am besten einen Zettel an seine Tür. Und wartet. Bis er sich meldet. Der Prenzlauer Berg ist sein Ding. Er, geboren am Stadtrand, Kaulsdorf-Hessenwinkel, gutbürgerliche Reihenhausidylle, ist Ende der 80er hergezogen. Wegen der Freiheit, dem Punk, dem ganzen Irrsinn, der hier so abging. Kurzer LSD-Trip, Geschichtsstunde. "Früher war das hier das ranzigste und abgewichsteste Gebiet in Ostberlin. Klo eine halbe Treppe tiefer, das sagt doch eigentlich schon alles." Er schaut sich um. "Wenn die Leute aus dem Knast kamen, sind sie hierhergezogen." Die Straßenzüge, die Hinterhäuser und Seitenflügel zwischen Schönhauser und Prenzlauer Allee waren einmal das Biotop der Kaputten, der Hausbesetzer, Freidenker-Country. Davon ist nichts mehr zu sehen. Selbst der Helmholtzplatz, einst Alkoholikersammelstelle, ist heute, Lunge des Bezirks, eher Familienspielplatz. Bisschen Sommer vorm Balkon. Besenreine Normalität. "Hat sich eben alles verändert." Hörbare Wehmut. Und dennoch Worte ohne Kanten. Strahli, Dreadlocks unter einer alten Wollmütze, Ostpunk, das Gesicht die Visitenkarte eines Musikerlebens, scheint gänzlich aus Tönen zu bestehen. Ihm ist eine Stimme zu eigen, sonor, die den Zuhörer sofort umschließt, eine Decke gewebt aus Geschichten. Eigentlich müsste er mit dieser Stimme Märchen erzählen. Und im Grunde macht er ja genau das. Strahli, Kiezmärchenerzähler. Wir haben ihn gesucht, weil er, Quelle Hörensagen, Gitti gut kannte.

Besser als die anderen, an denen sie nur ein paar Mal vorbeigerauscht ist. Getroffen hat er sie 1989, irgendwo, irgendwann in der Nacht, und sich dann, kann man so sagen, mit ihr angefreundet. Ein ungleiches Duo. Sie, damals schon über die 50 hinweggelebt, er gerade 19 Jahre alt. Logische Frage: Warum? Er überlegt nicht lang: "Es hat mich einfach fasziniert, dass sie existiert. Weil sie inkompatibel war. Total durchgeknallt. Aber nicht planlos. Sie hat immer bekommen, was sie wollte. Und wenn jemand versucht hat, ihr auf die Intellektuelle zu kommen, hat sie den mit einer Schlagfertigkeit bloßgestellt, dass er ganz schnell die Klappe gehalten hat." Er mochte sie. Die Figur einer unmöglichen Mutter. Und holt nun noch einen Schatz aus seinem Erinnerungskästchen. "Später", sagt er "war ich dann auch mal bei ihr in der Wohnung. Zusammen mit Paul und Micha. Die können sich auch noch gut erinnern."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Jungs von früher. Er hat auch sie länger nicht gesehen. Gitti wäre da doch ein guter Grund, mal wieder alle an einen Tisch zu holen.

Veteranentreffen. Und dann, auf diesen Tisch, die Erinnerungen klatschen. Wunderbare Idee. Das sollten wir, bitteschön, genauso machen.

Jut, Strahli packt sich selbst zusammen, will sich melden. Das kann ein paar Tage dauern, das ist klar.

"Schaut doch in der Zwischenzeit mal bei der alten Wohnung vorbei", sagt er da noch und wirft uns zum Abschied, ganz beiläufig, die Adresse hin. Grellstraße 10B, nicht weit von hier. "Die hieß Klingmann oder Klingbeil, einfach mal fragen." Tricksterabgang. Tschüssikowski.

Danke, wir werden hingehen. Aber heute nicht mehr. Im Osten, über den Bäumen am Helmholtzplatz, geht bereits die Sonne unter.

Nächster Morgen am S-Bahnhof Prenzlauer Allee, Menschen in Winterhast, es ist zehn Uhr, der Tag düster, allgegenwärtiges Grau. Der Eingang zu den Häusern der Grellstraße liegt genau gegenüber. Grau auch die Fassaden, DDR-Kratzputz. Hinterhofdepression, an S-Bahngleise gelehnt. Zweckmäßig hässlich. Wir laufen über verwildertes Kopfsteinpflaster. Erstes Haus auf der rechten Seite. 10B. GSW-Schild an der Tür. Einfach mal klingeln. Doch niemand öffnet. Heruntergelassene Rollläden. Im zweiten Stock Gardinen, einst weiße Rüschen, unweigerlich fühlen wir uns beobachtet. Inoffizielle Blicke. Sonst aber keine Regung hinter toten Fenstern. Aus dem Nichts schiebt sich eine blonde Frau vor die Trostlosigkeit. Wir fragen nach. Klingmann oder Klingbeil, ob sie sich erinnern könne. Die Frau nickt.

Antwortet mit der Gitti-Pantomime. Brüste und Krücken. "Aber die hat da drüben gewohnt", sagt sie, leichte Kopfbewegung hin zum Nachbarhaus. 10D. Da, ganz sicher. Schönen Tag noch. Also rüber, wieder klingeln, die ganze Hand aufs Klingelschild, warten, vor allem aber: hoffen. Ganz nah dran. Grellstraße 10D, Home of Gitti. Und tatsächlich: Es summt. Die Tür springt auf, im Hausflur geht das Licht an. Dort, Parterre, drei Stufen über uns, steht einer und schaut. Reichlich Mensch, die Haare zurückgegelt. Argwohn in grauer Jogginghose. Darüber ein gestreiftes Hemd.

Er steht da, mitten am Tag, als hätte er schon seit Jahren Feierabend. Standardfrage. Kennen Sie? Fleischige Hände streichen über glänzendes Haar. Ein Nicken. "Gitti? Ja, die hat hier oben gewohnt. Eine Treppe." Nur mit dem Spitznamen Titten-Gitti kann er erst mal nichts anfangen: "Bei uns hieß die Fünf-Mark-Gitti, weil sie früher wohl für fünf Mark inna Ecke den Rock hochgemacht hat."

Er, der Nachbar, lebt erst seit 16 Jahren hier. Seine Gitti ist älter als die der anderen, keine Kneipendiva mehr. "Das war so eine Ostberliner Omi, massig, und hat gerne einen getrunken. Das war ein richtiges Berliner Original. So Zille-Milieu." Im Hausflur geht das Licht aus. Er drückt den Schalter, spricht weiter. "Und ständig hat sie ihre Schlüssel verloren. Sie hat dann, immer wenn sie morgens um zwei aus der Kneipe gekommen ist, bei mir geklingelt." Sein Blick klettert die Stufen empor. "Dann musste sie im Hausflur schlafen, weil sie nicht mehr in ihre Wohnung kam. Sonst habe ich aber kaum mit ihr verkehrt, habe sie nur rinjelassen. Guten Tag, auf Wiedersehen." Kurzer Moment der Andacht. "Die muss eigentlich noch ihren Keller haben, da unten", sagt er schließlich, geht seinen Schlüssel holen und führt uns die paar Stufen hinab vor eine Holztür, die nicht anders aussieht als alle anderen Holztüren im schalen Schein der Glühbirnen.

Doch hängt dort, mit einer Reißzwecke befestigt an einer der Latten, schwarze Schönschrift auf vergilbtem Grund: Klingmann, 1 Treppe rechts. Wieder andächtiges Schweigen. Das muss ihre Schrift sein, geschwungen und eckig zugleich. Geschrieben, und viel passender könnte es gar nicht sein, auf die Rückseite eines Gaststättenschuldscheins. Prenzlauer Eck. Ein Leben auf DIN A6. Die Stimmung, im Keller, ist jetzt hervorragend. Und der Nachbar nimmt den Faden wieder auf, an dem wir uns hier heruntergehängt haben. "Prenzlauer Eck, da war sie oft, auch im Grelleck. Später konnte nicht mehr laufen, hat dann Tag und Nacht am Fenster gehangen. Im Pelzmantel, wenn es geschneit hat." Hatte sie Freunde hier im Haus? "Die unter ihr hat sich gekümmert, da ist sie dann manchmal runter und hat sich Geld geliehen. Aber die ist schon lange tot, und auch sonst wird hier keiner mehr von den Alten sein. Die haben sich schon alle ihre Leber zu Hartjummi gesoffen." Da ist sie wieder, die Litanei der Vergänglichkeit, die schon im Schusterjungen angeklungen

war. Wo sind all die Alten hin? Und natürlich, zwangsläufig, drängt die eine Frage an die Oberfläche. Was ist mit Gitti, lebt sie noch? Seit wann ist sie weg? Der Nachbar zuckt, spricht mit den Schultern. Weeß ick nicht. "Ich weiß nur, dass sie eines Nachts abgeholt und ins Krankenhaus gebracht wurde. Danach habe ich sie nie wieder gesehen." Die Glühbirne erlischt, wir steigen wieder hinauf, verabschieden uns. Und draußen, verwildertes Kopfsteinpflaster, graue Luft, kommt das Gefühl, Gitti ganz nah gewesen zu sein. Klingmann, 1 Treppe rechts. Gruß in Schönschrift. Es beginnt wieder zu schneien. Pelzmantel-Wetter. Wir schauen noch einmal zurück, die Fassade entlang, zählen die Fenster. Sie sind allesamt geschlossen.

Und nun: Warten auf Strahli. Es vergehen Tage und Nächte, in denen wir uns durch den Kiez hangeln, flüchtige Begegnungen, Nachtgestalten, Sätze in kalten Rauch gesprochen, sie verschwimmen zu einem Mosaik aus Erinnerungen. Orte und Gesichter. Der Russe, der in einer schummrigen Bar sitzt, die von außen kaum als solche zu erkennen ist und sich den nächsten Joint aufstret. Der schwere russische Akzent dehnt seine Worte: "Kännst du", sagt er, "kännst du die Kunst von Otto Dix? Und die Bücher von Bert Brecht? So eine Frau war sie. Berliner Genetik, laut und vulgär." Der Philosoph im Imbiss, der auch nachts seine Sonnenbrille trägt, sich ans Herz fasst. Infarkt. Lange her. "Seitdem habe ich mit Alkohol, Zigaretten und Stasischlampen nichts mehr am Hut." Und Gitti, das wissen doch alle, war bei der Stasi. Der ehemalige Gaststättenleiter der Pappel, der das Gespräch mit demselben Vorwurf beginnt: "Sie wissen, dass die bei der Stasi war?" Und dann erzählt, wie Gitti einmal die Tür eingetreten und einem anderen Gast an der Theke links und rechts eine geknallt hat, mit der simplen Begründung: Wenn hier einer laut ist, dann ich. Wie aber nichts passiert ist, weil sie eben bei der Stasi gewesen sei. Und er trotzdem viele Nächte mit ihr Karten gedroschen hat. Er, wie sie, ein Spieler.

Oder die drei Männer am Tresen des Yolanda, die von der Opernsängerin Donna Kaputti sprechen, von dieser Hure aus dem Westen und doch Gitti meinen. Sie hatte viele Namen, viele Bühnen, viele Zuschauer. Sie alle haben mit ihr gesoffen, getanzt, gezockt. Und mit jeder Geschichte scheint es weniger unrealistisch, dass sie in der nächsten Bar sitzt, Körnchen auf dem Tisch, Zigaretten im Ausschnitt. Es ist, als

wäre sie uns immer ein paar Stunden voraus, gerade erst da gewesen. An diesem Tresen, in jener Kneipe.

Weitergezogen, wie sie es immer getan hat. Nirgends Stammgast. Überall Inventar.

Als sich Strahli endlich meldet, Treffen bei Micha in der Küche, nehmen wir all das mit, diesen Rucksack aus Gerüchten, mehr noch als am Anfang. Manfred Krug, Opernsängerin, die Stasi. Am Tisch der Veteranen gibt es einiges zu besprechen. Und Strahli, das sagte er am Telefon, hat noch eine Überraschung dabei, etwas ganz Besonderes. Wir sind gespannt.

Ein Samstag im Januar. Punkt 12, Stargarder Straße. Strahli ist bereits da, mahlt Kaffee mit einer alten Kaffeemühle. Micha, Gastgeber, Künstler, der in seinen weiten Kleidern, Kommunenoutfit, fast verlorengelassen, steht am Herd, gießt Wasser in einen Edelstahltopf. Grüner Tee. Lächeln durch kreisrunde Brillengläser. Schön, dass ihr da seid. Als das Wasser kocht, klingelt es. Tür auf. Jetzt kommen auch die anderen. Paul und Ronny. Der eine, Paul, klein, dunkelhäutig, Vater Südafrikaner. Der andere, Ronny, größer, Noch-Immer-Pferdeschwanzträger. Musiker auch sie, Künstler. Begrüßen sich mit dem gezügelten Enthusiasmus alter Freundschaften. "Wir waren früher ein Kollektiv, haben alle als Tresenleute im Schliemann-Café gearbeitet", erklärt Strahli. Das Schliemann-Café, eigentlich "Seifen und Kosmetik", damals Schliemannstraße 21, ist der Mittelpunkt ihrer Geschichte. "Der Hort allen Übels", sagt Paul. "Und da schlug Gitti eben manchmal auf." Schnörkellose Überleitung. "Als ich sie dort zum ersten Mal gesehen habe, hieß sie schon Titten-Gitti. Und bald habe ich auch herausgefunden, warum." Ja, ja, wenn's ans Zahlen ging, erstmal die Titten auf den Tisch. Wissende, plötzlich auch verschämte Jungsblicke in erwachsen gewordenen Gesichtern. Sie rattert nun, die Rückblicksmaschine.

Micha steht auf, stellt ein Einweckglas auf den Tisch. Darin Kräuter zur Verfeinerung der immer wieder zu drehenden Zigaretten. Gehört dazu. Erinnerungsbeschleuniger. Doping für die Jahre.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Können wir also nun, alle versammelt, über die Wohnung sprechen. Wie hat Gitti gelebt? Wollen wir nach der Visite im Keller doch ganz gerne wissen. Gitti hat die vier damals, nach einer dieser Schliemannächte, viel Alkohol, viel Geschwafel, im Morgengrauen mit nach Hause genommen. "Wir waren zu müde, uns zu wehren", erinnert sich Paul. So standen sie schließlich, etwas unbeholfen, in ihrem Wohnzimmer, Klingmann, 1 Treppe rechts. Und? Nichts.

Strahli: Ich weiß auch nicht mehr, ob ich erwartet habe, dass da bei ihr jetzt eine Kristallkugel auf dem Tisch steht, aber zumindest irgendeinen Hinweis auf dieses Leben da draußen.

Kein Hexenbordell, keine Kirmesbude. Stattdessen geordnete Bürgerlichkeit. Klassische Schrankwand, Sitzgruppe, Couchtisch, Riesenfernseher. "Ein neuerer", sagt Paul "also kein Raduga. Und sonst war da auch nichts schmuddelig."

Strahli: Auffallend war das Fehlen von erkennbar Persönlichem. Also, dass sie, wagt weiß ich, Schrubber sammelt oder sowas. Oder ein Bild von der Familie in der Küche. Da war nichts Besonderes, nichts Obszönes.

Micha: Stell' dir einfach eine 80er-Jahre-DDR- Wohnung von so einer Tante vor.

Strahli: Und dann erstmal Leberwurststullen und später Eintopf für ihre Jungs.

Paul: Es passte jetzt nicht unbedingt zu dem, was man mit ihr in der Nacht erlebt hat.

Strahli: Sie konnte aber auch dieses Verwahrloste auf den Tod nicht ab. Sie war ja eine Grand Dame. Eine echte Diva.

Klingt, ganz ehrlich, ziemlich verwirrend. Die Mär von der bürgerlichen Diva.

Noch immer macht das alles keinen Sinn. Diva, Osttante, Opernsängerin, vielleicht einfach nicht zu fassen für eine Gesellschaft, deutschdemokratisches Denken in kleinen Karos, die Gittis Auftritt überforderte. Die Halbweltkoketterie, die Inszenierung der eigenen Gala. War ihr unsteter Lebenswandel, die aufreizende Dringlichkeit ihres Körpers, das betont Asoziale in ihrem ständigen Sprung aus der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Torte, ja auch ein Schlag in die Fresse des realen Sozialismus. Schallend. Das Gelächter danach. Ziviler Ungehorsam in Doppel-D. Mindestens.

Natürlich kennen die Jungs die Gerüchte, die Hurengespräche. Gitti-Wissen. Was war sie denn nun?

Strahli: Sie war geballte Mystik, weeßte. Manne Krug, Donna Kaputti, das war ihr Repertoire.

Ronny: Wurde zum Beispiel die Polizei gerufen und die Tür ging uff, dann hat sie immer gesagt: Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen. Wenn sich die Beamten dann mit dem Barpersonal unterhalten wollten, hat sie auf den Tisch gehauen.

Strahli unterbricht ihn, schreit mit verstellter Stimme, miauend fast, durch die Küche: "Das kann doch nicht wahr sein! Wissen Sie denn gar nicht, wer ich bin? Ich bin Donna Kaputti, die Tochter von Herrn Doktor Irre. Ich bin die Verlobte von Manfred Krug. Schauen Sie mal in die Sonne, da schiebt sich 'ne grüne Scheibe vor - Das bin ich! Hossa! Mir wird langweilig im Maul."

Dann wieder im Strahli-Ton: "Das war ihre Platte, die ging einfach an und lief dann so als Endlosschleife zur Verwirrung. Damit mussteste erst mal klarkommen. Und wenn man dann gegrübelt hat, hat se eenen schon gehabt."

Micha: Du kannst ja ihre Stimme gut nachmachen. Haste gut gemacht, ey. Wie so'n Medium.

Ganz kurz ist Ruhe. Strahlis Performance hallt noch nach. Gitti ist jetzt, wo vier in ihrem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen. Also weiter, eine Schippe drauf. Die Stasivorwürfe. IM Gitti, was halten die Jungs davon? War das vorstellbar? Sie schauen sich an, als versuchten sie, die Antwort, die eine Wahrheit, jeweils in den Gesichtern der anderen zu finden. Micha spricht zuerst, kopfschüttelnd: "Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Stasi an ihr interessiert war, dazu war sie letztendlich zu selbstbezogen." Strahli wischt über die Zweifel, wieder betont in die oberen Tonlagen gezogene Gitti-Stimme: "Ich kenne Manfred Krug! Ich kenne Markus Wolf! Das ist meine Firma. Sie möchten mich noch mal einstellen, aber bitte sehr, gerne. Sie haben

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

meine Kontonummer bereits. Fragen Sie mal ihren Chef, rufen Sie mal an. Ich habe Informationen. Wenn ich mal auspacke, ich kann Ihnen sagen, geht die ganze Bude hoch." Schallendes Gelächter jetzt. Großartige Einlage. Genauso kann es gewesen sein. Ach, Gitti. Ronny ringt um Fassung: "Also, wenn sie da Mitarbeiterin war, dann werden sie auch da ihren Spaß gehabt haben." Nur Paul hat eine ganze Weile nichts gesagt, Skepsis in den Zügen. Nachdenklichkeit: "Für mich ist das relativ unwichtig, ob sie jetzt bei der Stasi war. Mich haben all diese Gerüchte auch nie interessiert. Das gehörte einfach zu ihrer Mystik."

Ein Satz, der in dem allgemeinen Aufruhr fast untergeht, im Grunde aber genau die Antwort ist, auf die Frage nach dem, was Gitti eigentlich war. Weil es egal ist, ob diese Geschichten stimmen, die sie vielleicht nicht einmal selbst geglaubt hat, die sie aber doch umgeben haben wie einen Panzer. Geschichten, die nie nur für sich stehen, sondern für das alte Ost-Berlin, die kollektive Vergangenheit der anderen. Kondensiert in dieser einen Figur, so allgemein, so fabelhaft, und in all ihren Identitäten, ich bin viele, mit denen sie, ganz leichtfüßig, ganz bewusst gespielt hat. Der Glamour, dick aufgeschminkt, nur Fassade, dahinter eine Frau, die immer unter Menschen und doch einsam war. Schließlich aber, gerade dadurch, größer als das Leben selbst, weil sie, bis heute, sonst wären wir nicht hier, durch die Menschen hindurch lebt, die das Publikum bildeten für dieses ganz große Gitti-Theater.

Von einer inoffiziellen Mitarbeiterin Brigitte Klingmann, das ergibt unsere Recherche Tage später, weiß man bei der Jahn-Behörde nichts.

Es ist Strahli, wer sonst, der uns zurückholt an den Tisch, die Gedankenblase platzen lässt. "Ich habe ja noch was für euch." Stimmt, wir waren ja gespannt. Das Besondere. Der Trickster hat, große Verwunderung, tatsächlich Wort gehalten, aus dem Nichts, aus seiner Wollmütze einen Film gezaubert. "Berlin Prenzlauer Berg", ein Dokumentarfilm der im vergangenen Jahr verstorbenen Regisseurin Petra Tschörtner. Zeremonienmeister Strahli mit einer kurzen Einführung: "Sie war da 1990, kurz vor der Währungsunion unterwegs im Prenzlauer Gebirge, hat da die Leute gefilmt. Noch in Schwarzweiß. Unter anderem auch Gitti im Wiener Café an der Schönhauser. Mehr verrate ich nicht." Gut. Jetzt also Filmvorführung. Play.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auftritt Gitti. Über die Küche breitet sich ein Lächeln, kollektiv. Wie früher. Acht Männeraugen schauen auf den Bildschirm des Laptops, sitzen, angespannt, um diesen Tisch, als wäre das eine Séance. Strahli dreht den Volumeregler an den Anschlag. Kneipengeräusche erfüllen jetzt den Raum. Auf dem Küchentisch verschluckt sich eine schwarzhaarige Frau, massig in Schwarzweiß, am ersten Zug ihrer Zigarette. Ja, Strahli, das Medium, hat ihre Stimme gut getroffen. Micha zieht einen Hut, den er nicht trägt: "Titten Gitti", sagt er, "wir haben uns lange nicht gesehen."

Da sitzt sie nun, mächtig, eine Erscheinung. Das Haar toupiert, die Augenbrauen dunkel nachgezogen. Eine Diva, das sieht man sofort, eine Frau, die ihren eigenen Orbit mit sich trägt, ihre eigene Gravitation besitzt. Neben ihr ein schmales Männchen, wie angeklebt. Sie raucht, hustet. Wedelt sich den Qualm aus dem Gesicht. Nun setzt sich ein anderer neben sie. Und klar, die Platte geht an. "Ich bin vonne Stadtwache." Der Mann, weißer Bart, grauer Pullover, kennt das schon. "Sie sagt", sagt er, "sie sei die Ex-Freundin von Manne Krug." Gitti verweist ihn mit einem Augenaufschlag auf die Plätze: "Nicht die Freundin, die Verlobte. 1956, das stimmt ja sogar. Das kann man ja beweisen." Skeptiker im grauen Pullover: "Wie willst du das denn beweisen?" Janz einfach: "Kann ick. Ich verkehre mit Manne noch einmal im Jahr, ich habe ihn doch drüben gesehen, so oft schon." Damit wäre auch das geklärt, sie raucht weiter.

Kurzer Schnitt. Der Film zeigt nun eine Gypsie-Kapelle. Dann wieder Gitti. Nun steht sie, zu voller Größe aufgebaut, steht dort, wo sie sich am wohlsten fühlt. Im Zentrum der Aufmerksamkeit. "Alle gucken?" Ja, Gitti, alle gucken. Gut. "Da werde ick mal watt von Trude Herr singen." Und dann singt Gitti was von Trude Herr, das gar nicht von Trude Herr ist. Aber wen kümmert das. Mucki, mein Schnucki. Singt das ohne Musik, ohne Takt, ohne Rhythmus. Aber der Auftritt stimmt, die Gestik, die Grazie. Der Handkuss, gehaucht. Lasziv und vulgär zugleich. Hätte man einer Schauspielerin den Auftrag gegeben, das genauso zu choreographieren, die Gitti zu tanzen, sie wäre daran gescheitert. Hier aber sehen nun alle Gitti in ihrer Paraderolle. Als Gitti. Die Opernsängerin Donna Kaputti, die Verlobte von Manfred Krug, die

Edelhure, das Mannequin. Sie ist all das in jeder Bewegung ihrer Hände, ihrer Arme, über dem Kopf. Ein angetäuschter Ohnmachtsanfall, der jederzeit in einer Schlägerei enden könnte. Mucki, mein Schnucki. Der letzte Takt, das letzte Wort. Aus. "Und jetzt Applaus mit die Möbel." Das Wiener Café klatscht. "Lauter!" Das Wiener Café klatscht. Lauter. Gitti verlässt die Bühne.

In Michas Küche schauen fünf Männer auf einen kleinen Bildschirm und wissen nicht genau, was sie als Nächstes sagen sollen, weil alles gesagt ist. Also erst mal: rauchen. Sammeln. Schlucken. Wieder ankommen. Noch einmal Kaffee für alle, noch einmal gedrehte Zigaretten. Dann verlassen wir Michas Wohnung. Und sind, unten auf der Straße, fast überrascht, dass hier tatsächlich 2013 ist, die Bilder in Farbe.

Wir nehmen, muss sein, ein Taxi. Raus aus Prenzlauer Berg. Ein letztes Mal: Kennen Sie Titten-Gitti? Und der Fahrer, gelbes Kunstfellgesicht, antwortet. Unmittelbar. "Ja, Gitti, die habe ich ein paar Mal gefahren, in die Grellstraße." Es folgt der übliche Gitti-Steckbrief. Und gesoffen hat die. Dann aber, kurz bevor wir aussteigen, sagt er noch etwas: "Einer hat letztens erzählt, dass die noch lebt. Im Pflegeheim. Die sitzt jetzt wohl im Rollstuhl." Es ist die letzte Geschichte, die wir hören. Über Gitti, Brigitte Klingmann, gestorben, laut Melderegister des Bezirksamts Berlin-Pankow, am 16. Mai 2005. Und vielleicht ist es auf ihre Art die ehrlichste. Weil uns über Wochen niemand lebendiger vorkam als sie, in Alkohol konserviert. Und es bleibt, am Ende, der Satz von Trude Herr, der wirklich von Trude Herr ist. Niemals geht man so ganz. Titten-Gitti wurde 66 Jahre alt.

Mein Freund Jürgen

Er trank und schimpfte viel. Jürgen Kindel lebte auf den Straßen von Berlins Villenviertel Dahlem. Doch die Menschen sorgten sich um ihn und waren traurig, als er starb. Eine Geschichte über Nächstenliebe

Von Eva Sudholt, Berliner Morgenpost, 04.08.2013

An manchen Tagen war Jürgen so beschwingt, dass er Alfons packte und an sich drückte, bis ihm fast die Luft wegblieb. Jürgen lachte so laut, dass Alfons die Ohren dröhnten. Mein Freund, sagte Jürgen, mein lieber guter Freund, und drückte noch etwas fester zu. An solchen Tagen zückte er manchmal ein paar Münzen. Alfons, rief er dann, heute spendier' ich dir was! Alfons lachte und lehnte ab wie immer, meistens musste er dann erst einmal duschen.

An manchen Tagen hörte Alfons ihn schon von Weitem wüten. Dann brüllte Jürgen wie ein Löwe, andere sagen, wie ein Bär, so breit und schwer, wie er war. Er fluchte und beschimpfte, wen immer er traf. Am meisten musste sein Freund Alfons einstecken.

Am nächsten Tag stand Jürgen dann immer am Gartentor. Er wartete so lange, bis Alfons das Haus verließ. Ich hab's ja nicht so gemeint, sagte er. Aber Alfons hatte ihm längst verziehen.

An manchen Tagen hob Jürgen kraftlos und stumm seine Hand, wenn er Alfons auf der Straße sah. Bleib besser stehen, sollte das heißen. Komm nicht näher. Dann legte er den Zeigefinger auf seine Lippen. Sprich mich nicht an, hieß das, bitte lass mich allein.

Jürgen hatte angefangen loszulassen.

Durch die Zweige der Eiben fällt Sonnenlicht auf sein Grundstück. Beste Wohnlage, vermögende Nachbarn, die katholische Kirche gleich vis-à-vis. Auf Du und Du

mit dem Pfarrer, den Passanten und Anwohnern - kaum jemand hier, der Jürgen nicht kannte. Kaum jemand hier, der weiß, wer er war.

Jürgen wohnt nicht mehr hier. Sein Grundstück in Dahlem am Stadtrand Berlins, vielleicht fünf Quadratmeter groß, ist verwaist. Zurück blieben zwei Scheiben Toastbrot in einer Plastiktüte, ein paar Teebeutel im Pappkarton, Pfefferminzgeschmack. Manche Trinker sagen, das sei gut gegen den Kater. Eine Dose Instantkaffee, Attraktiv & Preiswert. Eine Ausgabe des "Berliner Kuriers". Den Rest hat die Stadtreinigung abgeholt, den Hausrat von Jahrzehnten. Auch wenn er ein Haus eigentlich kaum noch betreten hat. Nicht die Notquartiere im bitterkalten Winter, da stinkt es zu sehr, hat er immer gesagt. Nicht das Haus von seinem Freund Alfons, wenn seine Frau Braten und Klöße machte. Dann sagte er: Ich stinke zu sehr, und ließ sich den Teller über den Gartenzaun reichen.

Jürgen und Häuser, das ging einfach nicht. Selbst in der Kirche hatte er Hausverbot.

Zum Abschied kam sogar der Weihbischof. Rechts und links von ihm am Altar: Priester, Kaplan, Diakon und Altpfarrer. Das ganz große Aufgebot. Davor ein einfacher Sarg, ein Kreuz mit seinem Vornamen, ein Foto von Jürgen in einem Holzbilderrahmen. Alfons sagte immer, Jürgen, darauf siehst du aus wie ein Pilger, mit deiner Mütze und dem Anorak.

Die Obdachlosigkeit unseres Bruders, sagte der Priester im Trauergottesdienst, habe auch eine theologische Dimension. Für uns Christen sei nur der Himmel eine Heimat. Im Leben aber blieben wir rastlos. Ohne Bleibe, wenn man so will.

Das Krankenbett in der Schlosspark-Klinik wurde zu Jürgens letzter Bleibe. Er sang sich selbst noch ein Lied, der Pfarrer kannte es gar nicht, er hat es dann später bei YouTube entdeckt: Preist den Namen Jesus. Er ist mein Fels, er ist meine Festung, er ist mein Erlöser, auf ihn will ich vertrau'n. Dann empfing Jürgen die Sterbesakramente.

Manche sagten: Gott sei Dank, ist er endlich weg.

Niemand weiß, wie Jürgen zu dem wurde, was er war. Wann er zu trinken begann, warum er obdachlos wurde und aufhörte, sich zu waschen. Niemand wusste, was ihn ausgerechnet in das Villenviertel Dahlem gezogen hatte, warum er nicht, wie andere Obdachlose, in Fußgängerzonen und U-Bahnhöfen lebte, warum er die Innenstadt mied und stattdessen an den Stadtrand zog. Warum er geblieben ist, wusste man wohl - aus dem gleichen Grund wie seine vermögenden Nachbarn. Weil es sich hier ganz gut leben lässt. Nur weil man obdachlos ist, muss man ja nicht anspruchslos sein.

Alfons ist einer dieser Nachbarn. Im Garten plätschert ein künstlicher Bach, Koi-karpfen schwimmen darin, rundherum saftiger Rasen und Blumen. Ein großer blauer Gartenschirm gibt Schutz vor der Sonne. Im letzten Winter, der kein Ende zu nehmen schien, sorgte er dafür, dass Jürgen nicht im Schnee versank. Alfons hatte den Schirm zu Jürgen gebracht und so vor ihm aufgespannt, dass er geschützt war wie in einer Höhle. Angebote der Kältehilfe nahm er nicht an. Ich halte durch, sagte er.

Als der Winter endlich vorbei war und Jürgen sich aus seinen dicken Kleiderschichten schälte, leichtere Sommersachen anzog, ein Hemd von Tommy Hilfiger, manchmal eins von Hugo Boss - nur die weißen, bitte sehr, die anderen konnte Alfons mal schön behalten – , da wusste sein Freund, dass es zu Ende ging.

Manche Menschen in Dahlem erinnern sich noch an die Tüten-Elli mit Haaren bis zu den Kniekehlen, die wollte auch keine Hilfe, hat noch nicht mal gebettelt. Alfons sah sie oft vom Garten aus mit ihren ganzen Plastikbeuteln. Nur einmal hat sie was angenommen, als Alfons ihr seinen Bollerwagen gab, damit sie nicht mehr so schwer schleppen musste. Den nehme ich gern, sagte sie, vielen Dank. Dann ging sie wieder ihrer Wege. Man erzählte sich, sie sei Ärztin gewesen und habe einen Kunstfehler nicht verkraftet. Niemand weiß, ob das stimmt. Sie lebt schon lange nicht mehr.

Was man weiß über Jürgen, hat er über die Jahre selbst erzählt, Bekannte, Verwandte hatte er nicht. Seine Mutter starb vor ein paar Jahren und vererbte ihm 50 Euro. Jürgen gab Alfons das Geld, damit er es aufbewahrte. Zur Sicherheit, da draußen wurde schließlich geklaut, und weil er so immer wieder vorbeikommen konnte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was man über ihn weiß, ist bruchstückhaft, vieles zusammenhanglos. Geboren in Mannheim, Gymnasium in Alzey, abgebrochen. Praktikum im Stadtjugendausschuss Karlsruhe. Sozialarbeiter, Kellner. Abgeschlossene Ausbildung zum Erzieher am Edith-Stein-Kolleg in Paderborn. Arbeit bei den Grünen. Jobben bei Schlecker. Und als Bademeistergehilfe. Reisen mit dem Rucksack nach Schweden, Dänemark, Griechenland. Man wird nicht obdachlos von jetzt auf gleich, hat er einmal gesagt. Man muss sich fragen: Schaffe ich das? Halte ich durch? Manchmal sprach er über Bücher, Klaus Wagenbach, Alois Prinz, Marx und Engels und Iring Fetscher. Jürgen sprach Englisch. Er hatte keine Papiere, nur einen Ersatzausweis von der Botschaft in London. In Hamburg klaute er Autos, kam ins Gefängnis. Er hatte ein Fahrrad, einen Ball und ein Radio. Er hörte britische Sender und am Wochenende Bundesliga. Wenn er betrunken darauf einschlieft, brach die Antenne ab. Dann kaufte Alfons ein neues für ihn, am besten eins von Panasonic, sagte Jürgen.

Als Jürgen vor 13 Jahren nach Dahlem kam, zog er zuerst auf den St.-Annen-Friedhof. Er schlief neben den Ehrengräbern prominenter Berliner, neben Helmut Gollwitzer und Rudi Dutschke, und fühlte sich geborgen. Dann wurde er vom Friedhof vertrieben. Jürgen zog vor die Kirche St. Bernhard. Er breitete sich aus, hinterließ seinen Müll, pöbelte die Leute an und stürmte den Gottesdienst mit Gebrüll. Jürgen musste gehen.

Nebenan stellte das Postamt den Betrieb ein, Jürgen schlug sein Lager im Hausingang auf. Als er auch hier vertrieben wurde, bezog er seine letzte Unterkunft auf der anderen Straßenseite: in einem Gebüsch hinter der Bushaltestelle. Hier konnte ihn niemand vertreiben, Grünanlagen gehören jedermann. Er verteidigte seinen Platz und seine Stellung im Kiez, auch wenn das hier nicht so heißt. Manchmal versuchte ein gewisser Walter aus Steglitz in sein Revier einzudringen. Der war mal Ringer in der DDR und irgendwann auf der Straße gelandet. Wenn Walter kam und Alfons anquatschte, sah Jürgen fast rot vor Eifersucht. Dabei war er ja längst wie ein Familienmitglied. Das schwarze Schaf, auch äußerlich, so dreckig konnte er sein.

Manchmal sagte Alfons' Tochter Marie: Der Jürgen kriegt ja mehr Taschengeld von dir als ich! Aber ernst gemeint hat sie es nie, auch wenn sie manchmal Angst vor

ihm hatte. Wenn sie nach Hause ging und Jürgen schimpfend im Gebüsch saß. An anderen Tagen kam er dann wieder zum Gartenzaun und hatte ein Geschenk für sie. Er wusste, dass sie Schmuck machte und gab ihr ein paar Perlen, die er irgendwo herhatte. Er wollte immer auch etwas zurückgeben.

Jeden Morgen auf dem Weg zur Kirche brachte Alfons ihm Kaffee, heiße Suppen in Thermoskannen, Tee und manchmal Wein aus dem Tetrapack, den Jürgen gern mochte. Bis Alfons sich schwor, ihm nichts mehr zu trinken zu geben. Es war, als würde der Wein den Verstand ausschalten.

Seine Lieblingszigaretten besorgte der Weihbischof, Marke Eckstein No. 5, auch wenn die schwer zu bekommen waren. Das meiste ließ sich Jürgen aus dem Supermarkt bringen. Dann stand er vor Kaiser's und quatschte die Kunden an: Kannst du mir Wein besorgen? Jürgen leerte seinen Pappbecher aus, die Münzen klimpern in seine hohle Hand. Geld hab ich genug, sagte er. Er hatte nur wieder mal Hausverbot. Und wer war man denn, ihm das zu verwehren? War Wein denn nicht das Blut Christi? Irgendjemand erbarmte sich immer. Manchmal auch ungefragt, wie an dem Tag, als Alfons dachte: Jetzt kann ich nicht mehr.

Als Jürgen im Frühling seine Wintersachen ablegte, die weinrote Daunenjacke im Gebüsch verstaute, da hatte er zwanzig Kilogramm abgenommen. Er konnte kein Essen mehr bei sich behalten. Alfons bestellte einen Krankenwagen. Er fuhr ohne Jürgen wieder weg. Er wollte sein Hab und Gut – etwa 20 prall gefüllte Tüten Müll, alle systematisch bepackt - nicht allein lassen. Selbst jemand, der nichts mehr hat, kommt ganz ohne Besitz nicht aus. Beim nächsten Mal kam der Wagen mit Blaulicht, da bekam Jürgen Angst, auch davor, dass jemand sehen könnte, wie er Hilfe in Anspruch nahm. Und dann kam der Mann mit dem Wein. Jürgen setzte an und trank sie fast leer. Wie von Sinnen vertrieb er die Menschen um sich herum.

Mitte Juli hingen Zettel an Bäumen und Laternen in der Königin-Luise-Straße: Der Herr über Leben und Tod hat nach kurzer schwerer Krankheit Jürgen Kindel, den Obdachlosen von Dahlem, zu sich gerufen. Sein letzter Wunsch sei es gewesen, in

Dahlem beerdigt zu werden. Um ihm eine würdige Bestattung zu ermöglichen, bitte die Kirchengemeinde um Spenden.

Alfons hatte sich noch verabschiedet. Wir sehen uns in ein paar Wochen, sagte er. Dann machte er sich auf nach Frankreich zur Pilgerfahrt. Die Nachricht von Jürgens Tod bekam er per E-Mail. Es traf ihn noch schwerer, als er dachte.

Aus dem Bären war ein schmaler Mann geworden. Er mochte nicht mal mehr Weißwein trinken, so unerträglich waren die Schmerzen. Als Jürgen in seinem Gebüsch nur noch dahinvegetierte, gelang dem Küster ein letzter Versuch. Er ließ Jürgen in die Klinik bringen, die Diagnose: Krebs an der Bauchspeicheldrüse. Das jahrzehntelange Trinken hatte seine Spuren hinterlassen.

Jürgen wurde im November geboren – die letzte Ruhestätte hätte er in Lichtenberg finden sollen. Die Bestattung Obdachloser teilen sich die Bezirke nach Geburtsmonat auf. Die Spenden, die zusammenkamen, reichten für eine Beerdigung in Dahlem. Pfarrer Gebhard, seit 20 Jahren tot, wird ihm Obdach in seinem Grab geben, das hat die Kirche so beschlossen. Im Gebüsch gegenüber liegt ein Blumengesteck, Alfons' Frau hat es gemacht. Irgendjemand hat etwas bunten Stoff aufgehängt. Eine Grabkerze brennt. Sein letztes Hab und Gut bleibt liegen, auch wenn es nichts weiter als Müll ist. Jürgens Reliquien, sagt Alfons dazu.

Zum letzten Weihnachtsfest hatte die Kirche ihr Hausverbot gelockert. Jürgen durfte im Vorraum bleiben und mitbeten. Er benahm sich ordentlich. Nach der Christmette stellte sich Alfons mit einem Korb zur Türkollekte an den Ausgang. Auf die andere Seite postierte sich Jürgen. Er bildete mit seinen Händen ein Gefäß. Als alle Besucher draußen waren, hatte er mehr als 70 Euro gesammelt. Er nahm alle Münzen und Scheine und steckte sie Alfons in die Kollekte.

Alfons sagt, er hätte gern ein Bild gehabt, das sie zeigt wie zwei Freunde, die sich umarmen. Einfach so mit dem iPhone geknipst. Gelegenheiten gab es genug. Auch wenn er danach selbst so stank, dass er erst einmal duschen musste.

Freistil

Laudatio: Helge Malchow

Meine Damen und Herren, Michael Krüger hat ja schon ein bisschen was über die lebendigen Verhältnisse in der Jury berichtet. Deswegen werde ich mich nicht wiederholen. Das interessante an dieser Kategorie „Freistil“ ist, dass sie in gewisser Weise widerspiegelt, dass sich die Genreformen beziehungsweise Gattungsformen im Journalismus extrem diversifiziert haben, so dass man heute Reportagen finden kann, die nahe an einen literarischen Text heranreichen. Oder journalistische Texte, die auch wissenschaftliche Texte sind. Man findet Hybridformen zwischen Bild und Text, die ungewöhnlich sind. Und das Ergebnis dieser ungewöhnlichen Formen ist dann natürlich auch – wenn man über Qualität und über Kriterien zu sprechen beginnt –, dass sich herausstellt, dass jeder unterschiedliche Vorstellungen darüber hat, was ein journalistischer Text noch sein darf und was er nicht sein darf und was eine richtige, was eine falsche Reportage ist.

Dadurch entstanden bei dieser Kategorie heftige Debatten. Beispielsweise gab es diese neuen Formen von Bild-Text-Welten, ein Text, der den Lesern die ganze Komplexität und Abgründe der Europapolitik vermittelt hat, dadurch, dass er kombiniert war mit raffinierten Comic-Zeichnungen. Es gab auch einen Text, in dem jemand, der seit Jahren nüchtern ist, Abende im Berliner Nachtleben beschreibt, in denen alle anderen, wie das so üblich ist, betrunken oder zumindest voller Alkohol sind.

Gewonnen hat am Ende Bernhard Albrecht für einen sehr berührenden Text im SZ-Magazin: „Und Frieda lebt doch“. Es ist gar nicht schwierig für mich, diese Auszeichnung zu begründen. Ich trage einfach die Notizen vor, die ich mir, als ich zum ersten Mal den Text las, an den Rand geschrieben habe. Da steht: „Eine hochdramatische Story, brillant erzählt, gibt Einblick in eine dem Leser sehr

unbekannte Welt; sie stellt den Wissens- und Forschungsstand über diese Welt dar; sie erläutert moralische Dilemmata, die in diesem Feld zum Beispiel für Ärzte existieren; und es ist eine Geschichte, die einen hohen emotionalen und gedanklichen Anteil zugleich besitzt und eine große Poesie“.

Denn sie erzählt: „21 Wochen und fünf Tage. 21 Wochen, fünf Tage: Laut Lehrbuch hat ein Baby, das so früh geboren wird, nicht die geringste Chance. Heute ist Frieda zwei Jahre alt und ein gesundes Kind. Ihre Eltern, ihre Ärzte, sie selbst: eine Geschichte über Menschen, die nicht aufgeben wollten.“ Das ist uns allen nicht nur zu Herzen gegangen, sondern hat uns auch über unseren Verstand sehr eingeleuchtet.

Und Frieda lebt doch

21 Wochen, fünf Tage: Laut Lehrbuch hat ein Baby, das so früh geboren wird, nicht die geringste Chance. Heute ist Frieda zwei Jahre alt und ein gesundes Kind. Ihre Eltern, ihre Ärzte, sie selbst: eine Geschichte über Menschen, die nicht aufgeben wollten.

Von Bernhard Albrecht, SZ-Magazin, 02.08.2013

Als sie einander vier Jahre kannten, kauften Yvonne und Johannes Halter* in einer Kleinstadt ein restauriertes Bauernhaus aus dem Jahr 1672. Kachelofen, knarrende Dielen, niedrige Decken. Im großen Garten wollten sie Gemüse anbauen. Hier sollten ihre Kinder groß und sie beide alt werden, das war der Plan.

Wenn die Kinder da wären – sie wollte drei, er zwei –, würde sie ihre Arbeit als Kinderkrippenleiterin aufgeben, er verdiente als Förderschullehrer genug. Als sie drei Jahre lang nicht schwanger wurde, ließen sie sich beide untersuchen. Es lag an ihm. »Ich würde auch adoptieren«, sagte er. »Es gibt so viele Kinder, die gute Eltern brauchen.« Yvonne war ohne Geschwister aufgewachsen und hoffte, als Mutter zu erleben, was ihr verwehrt geblieben war: dass die Kinder ihre Schulfreunde zum Mittagessen mitbringen und nachmittags im Garten toben. Dass die anderen Eltern auf ein Gläschen bleiben, wenn sie sie abends abholen. Dass in ihrem Bauernhaus immer das Leben pulsiert. Sie wollte den Traum vom eigenen Kind noch nicht aufgeben. Zusammen entschieden sie sich für künstliche Befruchtung.

Am 5. Juli 2010 verlegte Johannes bei seiner Mutter im Hof Bodenplatten, als sein Handy klingelte. Yvonne! Tag 14 nach der Befruchtung, am Vormittag hatte sie einen Termin zur Blutentnahme gehabt. »In unserem Leben wird jetzt vieles anders, Johannes«, sagte Yvonne, ihre Stimme brach. »Du wirst Vater!«

Tag 25: Zwillinge, eindeutig, der Ultraschall ließ keine Zweifel zu. Vor Yvonnens innerem Auge lief ein Film ab, als ihr Frauenarzt es ausgesprochen hatte. Sie daheim,

zwei Babys, das eine schreit nach der Brust, das andere hat die Windeln voll, gleich schließen die Geschäfte. Und Johannes weit weg in der Schule. Wie würde sie allein die ganze Arbeit geregelt bekommen? Johannes freute sich sofort. »Wir wollten doch mindestens zwei Kinder, warum nicht gleich so?«

Yvones Bauch wuchs rasch. Bald glaubte sie zu spüren, wie sich die beiden in ihr bewegten. Der Herbst kam, der Himmel blieb den ganzen Tag grau, Regen prasselte auf die Fenstersimse, und durch die alten Mauern drang Feuchtigkeit. Yvonne fühlte sich erschöpft. Eines Morgens hatte sie 39,5 Grad Fieber, eine schwere Grippe, die in eine chronische Nasennebenhöhlenentzündung überging. In diesen Tagen befiel sie eine unbestimmte Angst.

Der Chef der Gynäkologie, Professor Ludwig Spätling, war ein Mann mit grauem Bart und Charisma. Er strahlte Ruhe aus, und Yvones Panik schwand allmählich. Nachdem er die Situation erfasst hatte, erklärte er ihr, dass ihr Muttermund sich zu weit geöffnet habe. Die Fruchtblase, in der ihre Zwillinge schwammen, habe sich drei Zentimeter in ihre Vagina vorgeschoben, sie drohe zu platzen. »Aber machen Sie sich keine Sorgen, das bekommen wir in den Griff!«

Der Eingriff dauerte eine halbe Stunde. Spätling legte mit wenigen Stichen ein Kunststoffbändchen um den Gebärmutterhals und zog dieses zu – wie einen Tabakbeutel. »Bis zur 38. Woche werden die beiden es nicht aushalten«, sagte er. In der 38. Woche, wusste Yvonne, leiten die Ärzte bei Zwillingen normalerweise die Geburt ein. Sie wagte nicht zu fragen, was passiert wäre, wenn er nicht so rasch eingegriffen hätte.

Als Yvonne plötzlich heftige Unterleibsschmerzen bekam, war sie genau 21 Wochen und fünf Tage schwanger. Es war Sonntag, der 7. November 2010, seit zehn Tagen lag sie im Klinikum Fulda. Sie sprang auf und schrie: »Ich glaube, ich habe Wehen!« Ihr Herz raste. Diese Krämpfe!

Dann ging alles ganz schnell. Untersuchungsraum, grelles Licht, kaltes Metall im Körper. Kein Fruchtwasser, sagte der diensthabende Arzt. Schmerzmittel, zurück aufs Zimmer. Sie wehrte sich, rief wieder die Schwester. Das konnten nur Wehen sein,

noch nie zuvor hatte sie diese in Wellen wiederkehrenden Schmerzen gespürt! Wieder Gynäkologenstuhl. Der Arzt sagte: »Jetzt kann man es eh nicht mehr aufhalten.« Er wollte sie wieder zurück aufs Zimmer schicken. Sie schrie ihn an: »Sie können mich jetzt nicht alleine lassen! Bringen Sie mich in den Kreißsaal.« Nach wenigen Minuten eilte eine junge Ärztin hinzu, ergriff ihre Hand, beschwichtigte sie, versprach ihr, sie würden jetzt alles tun, um ihr zu helfen.

Als der Anruf aus der Klinik kam, war der Chefarzt der Kinderklinik, Professor Reinald Repp, gerade auf dem Rückweg von einem Wochenendbesuch auf dem hessischen Land bei seinen Eltern. Eine 33-Jährige mit Zwillingen, Schwangerschaft seit 21 Wochen und 5 Tagen. »Die Eltern wollen Maximaltherapie!«, sagte der Oberarzt am Telefon. »Die Zwillinge können unmöglich überleben. Haben Sie das den Eltern gesagt?«, fragte Repp.

»Natürlich! Dass kein Fall bekannt ist, in dem ...«
»Ich komme. Und sagen Sie den anderen Bescheid, ja?«
Sie würden zu viert sein, drei Oberärzte und er selbst. So wären sie auf der sicheren Seite, zwei pro Baby. Emotionaler Back-up, so nannte Repp das Prinzip, man fühlte sich einfach sicherer, wenn hinter einem jemand stand, der sofort übernehmen konnte. Nachdem die Frühchen entbunden waren, würden Sekunden darüber entscheiden, ob sie lebten oder nicht.

Hatte irgendwo auf der Welt ein Frühgeborenes überlebt, das vor der 22. Schwangerschaftswoche geboren wurde? Repp müsste es doch wissen! In den vergangenen Jahrzehnten war er immer wieder an die Grenzen gegangen. Diese Grenzen verschwammen zusehends.

Als Repp in den Achtzigerjahren als Assistenzarzt in Gießen arbeitete, galt es als großer Erfolg, wenn ein Frühgeborenes in der 28. Schwangerschaftswoche ohne größere gesundheitliche Schäden überlebte. Heute entwickelten sich solche Babys fast genauso wie alle anderen.

Was wussten Ärzte schon darüber, wie mittlerweile die langfristigen Chancen derer standen, die in den Neonatologie-Leitlinien trocken als »Frühgeburt an der

Grenze zur Lebensfähigkeit« bezeichnet wurden? War es nicht anmaßend, eine solche Grenze zu ziehen? Es gab keine Studien, aus denen man sichere Schlüsse ziehen konnte. Vielmehr kristallisierte sich nun heraus, dass die Prognose der jüngsten Neugeborenen ganz entscheidend davon abhing, wo sie zur Welt kamen. Repp hatte Statistiken des Landes Hessen, die das belegten. Erst ab Schwangerschaftswoche 27 herrschte Gleichstand. Kinder aber, die vor Woche 23 geboren wurden, hatten bisher landesweit nur an seiner Klinik überlebt, und zwar in zwei Fällen. Auch die schweren Komplikationen, die später zu körperlichen und geistigen Behinderungen führten, traten an seiner Klinik seltener auf. Er dachte an Hannes, geboren im Jahr 2009 im Alter von 22 Wochen 0 Tagen. Jetzt war der Junge bald ein Jahr alt und entwickelte sich bislang recht gut. In den Niederlanden oder der Schweiz hätten die Ärzte nichts für Hannes getan – dort wurden Frühgeborene vor der abgeschlossenen 24. Woche als Spätaborte betrachtet. Auch wenn ihre Herzen schlugen, sie gar die Augen aufrissen, wenn sie die Welt erblickten.

In Deutschland hatten die Fachgesellschaften der Frauenärzte und Kinderärzte jahrelang um verbindliche Empfehlungen gerungen, und das Ergebnis lag seit einigen Wochen auf Repps Schreibtisch: die neueste Fassung der Leitlinien der Fachgesellschaften der Frauen- und Kinderärzte. Vor der vollendeten 23. Schwangerschaftswoche, hieß es dort, sei die Entscheidung »im Konsens mit den Eltern« zu treffen. Im Klartext: Die Ärzte sollten die Eltern darüber aufklären, dass ihr Kind mit hoher Wahrscheinlichkeit schwer behindert sein würde, wenn es überlebte. Falls sich die Eltern dann gegen das Kind entschieden, würde es nicht intubiert und beatmet, kaum dass es den Mutterleib verlassen hatte.

Wie mit Frühgeborenen vor der 22. Schwangerschaftswoche zu verfahren sei, darüber ließen die Leitlinien keinen Zweifel: »In der Regel wird man auf eine initiale Reanimation verzichten.« Von einem Konsens mit den Eltern war hier nicht die Rede. Doch die Eltern, die Repp jetzt im Kreißaal erwarteten, hatten die Ärzte ihres Entscheidungsspielraumes beraubt. »Maximaltherapie!« Im Auto nahm Repp sich vor, noch einen Anlauf zur Aufklärung zu unternehmen: dass die Zwillinge zwar

vorübergehend am Leben gehalten werden konnten, aber ob dies zum Wohle der Kinder sei?

Doch im Krankenhausflur hörte er schon aus der Ferne die Schreie der Gebärenden, und er wusste: Die Zeit für grundlegende Diskussionen war verstrichen.

Der Junge kam am 7. November 2010 um 14.59 Uhr, drei Stunden, nachdem die Wehen eingesetzt hatten. Er wog 469 Gramm, kaum mehr als viereinhalb Tafeln Schokolade, und maß 28 Zentimeter, weniger als ein DIN-A4-Papier lang ist. Er hatte die Augen geschlossen, lag schlaff in einem weißen Moltontuch, das die Hebamme den Kinderärzten entgegenbrag, die direkt neben dem Bett warteten. Die Knochen schimmerten weiß durch die hauchdünne rote Haut, die von Blutergüssen übersät war. Er war mit den Füßen voraus gekommen, eine ungünstige Lage, der Gynäkologe hatte nicht vermeiden können, ihn hier und dort anzufassen, die hochempfindlichen Adern waren sofort geplatzt. Alle paar Sekunden schnappte er nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, aber vergeblich. Seine Lungen hatten sich noch nicht entfaltet.

»Sieht doch gar nicht so schlecht aus«, sagte Repp leise zu seinem Oberarzt Isselstein. Er hatte schon kleinere Frühchen gesehen, immerhin hatte sich dieser Junge altersgerecht entwickelt. Sein Oberarzt beherrschte die Intubation wie kein anderer, Repp war froh, ihn im Team zu haben. Er beobachtete die geübten Handgriffe und hielt den Atem an. Wie leicht konnte der Schlauch, die Öffnung kaum größer als die einer Makkaroninudel, die Luftröhre des Babys beim Einführen verletzen. Schon bei der geringsten Dehnung würde die papierdünne Schleimhaut reißen. Im schlimmsten Fall würde sie so rasch zuschwellen, dass weitere Versuche unmöglich würden – der Junge würde vor ihren Augen ersticken. Repp würde in Sekundenschnelle übernehmen, falls Isselstein scheiterte. Niemand stand diese nervliche Anspannung zwei Mal durch. Doch Isselstein traf. Die erste Hürde war genommen.

Das Mädchen sollte so lange wie möglich im Leib der Mutter bleiben. Vielleicht könnten sie die Geburt noch einen oder gar zwei Tage hinauszögern. So hatte es der Chefarzt der Gynäkologie am Telefon entschieden. Auch er war mittlerweile auf dem Weg in die Klinik. Es wäre sehr ungewöhnlich: Zwillinge, geboren an zwei

unterschiedlichen Tagen – keiner der anwesenden Ärzte hatte je davon gehört. Aber man könnte es versuchen.

Jetzt endlich konnte Repp mit den Eltern sprechen. Er sagte, dass sie jetzt von Tag zu Tag gemeinsam sehen müssten, wie sich die Babys entwickelten. Dass sie alle offen dafür sein sollten, ihre Entscheidung später zu revidieren. Dass Sterben manchmal die bessere Option sei, auch wenn Leben technisch möglich sei.

Yvonne und Johannes hörten aufmerksam zu. Wie das Leben mit einem behinderten Kind aussehen würde, daran dachten beide damals nicht. Niemand hatte mit ihnen ausführlich darüber gesprochen, der Gesprächstermin mit einem Arzt war erst für die folgende Woche angesetzt gewesen. Später würden beide sagen, dass sie sich vielleicht gegen das Leben entschieden hätten, wenn sie damals genau nachgedacht hätten. Dass es ein großes Glück sei, dass sie diese Chance nicht gehabt hätten.

Ein Pater taufte den Jungen auf den Namen Kilian, noch bevor seine Schwester zur Welt kam. Das Mädchen hatte noch sieben Stunden länger im Mutterleib ausgehalten. Seine Geburt vollzog sich rascher und problemloser als die von Kilian. Zuerst erschien eine weißlich schimmernde Blase, in der sich schemenhaft der Kopf abzeichnete. Das Mädchen wurde mit Glückshaube geboren – von seinen Eihäuten umgeben.

Im Mittelalter galt das als gutes Omen, es hieß, diese Babys seien zu Geistesgröße und Großmütigkeit auserkoren. Repp war überzeugt, dass die Glückshaube dem Mädchen wirklich Glück brachte. Wie ein Airbag schützte sie seinen zarten Körper beim Durchtreten der Engstellen des Geburtskanals, es trug keine Blutergüsse davon wie sein Bruder.

Yvonne hatte die schwersten Stunden ihres Lebens hinter sich gebracht, Stunden, in denen sie glaubte zu sterben. Am Abend hatte sie hohes Fieber bekommen, sie schlotterte am ganzen Leib. Die Infektion ging vom Muttermund aus und drohte den Bauch und das Kind zu erfassen. Die Ärzte hatten ihren ursprünglichen Plan aufgegeben und die wehenhemmenden Mittel abgesetzt.

Um Mitternacht taufte der Pater das Mädchen auf den Namen Frieda. Er hatte den Eindruck, sie sei schwächer und dünner als ihr Bruder.

Die Beatmungsmaschinen, zwei hohe Türme neben den Brutkästen, muteten unheimlich an und klangen auch nicht so, wie Yvonne es aus Filmen kannte. Kein regelmäßiges Rauschen und Klicken, eher wie ein gleichmäßig brummender Dieselmotor. Die kleinen Brustkörbe von Kilian und Frieda vibrierten, dass Yvonne schwindlig wurde.

Hochfrequenzbeatmung. Die Maschine pumpte nur kleine Mengen Luft in die Lungen, dafür aber um ein Vielfaches rascher, als ein Mensch atmen kann: 900 Stöße pro Minute. Dafür kam sie mit minimalen Druckdifferenzen aus und schonte so die unreifen Lungen der Kleinen – anders als konventionelle Beatmungsgeräte, deren hoher Druck die Lunge überblähen konnte.

Frieda schlief fast den ganzen Tag. Kilian hatte immer die Augen offen. Was hatte das zu bedeuten, fragte sich Yvonne. War Frieda zu schwach? Oder schonte sie ihren zerbrechlichen Körper, indem sie sich vor der Welt der Intensivstation zurückzog, fast so, als wäre sie noch im Mutterleib?

Und Kilian – was ging in seinem werdenden Gehirn vor? Wollte er so viele Eindrücke wie möglich von einer Welt erhaschen, auf der ihm vielleicht nicht viel Zeit vergönnt war? War er zu gestresst, um die Augen zu schließen? Hatte er Angst zu schlafen, weil er vielleicht nie wieder aufwachen würde? Früh sagte sie zu Johannes: »Kilian wird unser Sorgenkind.«

Der Junge bekam eine Hirnblutung des höchsten Schweregrads. Manche Frühgeborene erleiden sie in den ersten fünf Tagen, andere nicht. Warum, darüber gibt es nur Theorien. Die Krankenschwestern montierten neben Kilians Inkubator ein zweites Gestell, damit alle Perfusoren Platz hatten, über die elektronisch gesteuert Medikamente in sein Blut liefen. »Es muss nicht zwangsläufig zu Behinderungen führen«, versuchte Repp die Eltern zu trösten.

Frieda hatte Glück. Keine Blutung. Sorgen bereitete Repp aber, dass sie bei ihr noch keine Ader gefunden hatten, in die man Nadeln schieben konnte. Bei Kilian hatte

er immerhin eine Fußvene entdeckt – ein kleines Wunder, denn die Hautvenen entwickeln sich normalerweise erst in der 24. Woche. Friedas Leben würde noch für viele Tage an der Nabelvene hängen. Falls die sich entzündete, könnte er keine Medikamente mehr verabreichen. Jeder noch so harmlose Keim konnte sie dann töten, denn sie hatte noch kein funktionierendes Immunsystem – Antibiotika mussten es ersetzen. Nieren und Lunge arbeiteten noch nicht richtig, ihr Blutdruck schwankte gefährlich, ihre Blutgerinnung versagte, sie verlor Salze aus dem Blut – für alles gab es Medikamente, doch all die Perfusoren gaben ihre Wirkstoffe in diese einzige Vene ab. Ein Rennen gegen die Zeit.

Ende November, Frieda war zwanzig Tage alt, begann ihre Haut aufzuquellen, und sie legte rasant an Gewicht zu. Yvonne war verzweifelt: »Sie sieht aus wie ein Michelin-Männchen ...« Repp hatte das Krankheitsbild nur einmal zuvor gesehen: das Kapillarlecksyndrom. In Friedas Körper waren die kleinsten Adern porös geworden, Flüssigkeit trat aus ihnen massiv ins Gewebe über. Die Ursache der Krankheit war unbekannt, es gab nur 150 beschriebene Fälle. Friedas Haut war schließlich so gespannt, dass sie buchstäblich zu platzen drohte. Keine Therapie schlug an. An einem Freitagabend wusste Repp nur noch einen Ausweg. Er rief die Halter zu Hause an, vor ihm lag der Beipackzettel eines Medikaments, das Adern abzudichten vermochte. Das Problem war nur: Es wurde ausdrücklich vor einem Therapieversuch beim Kapillarlecksyndrom gewarnt. Thrombosegefahr!
»Ich glaube aber, dass es trotzdem wirken kann. Und uns bleibt nicht wirklich eine Alternative. Außer aufgeben«, sagte er. Die Eltern waren einverstanden. Das Medikament wirkte fast sofort. Frieda war gerettet.

Für Reinald Repp gab es zwei Situationen, vor denen er immer Angst hatte: Ein Kind entwickelte sich in Richtung Sterben, und er erkannte es nicht rechtzeitig. Oder ein Kind entwickelte sich in Richtung Leben, aber so wollte niemand leben: taub, blind, gelähmt.

Der Wendepunkt für Kilian kam am 29. November, er war 22 Tage alt. Von außen war wenig zu sehen: Sein Bauch war überbläht, es kam kein Stuhlgang. Als die Kinderchirurgen ihn drei Tage später operierten, entdeckten sie, dass Teile des

Dickdarmes abgestorben waren und sich Löcher gebildet hatten, durch die Stuhl in die Bauchhöhle ausgetreten war. Der ganze Bauch hatte sich entzündet. Es war eine der gefürchteten Komplikationen bei Frühgeborenen, ausgelöst durch Bakterien. Kilians Blut übersäuerte gefährlich. Die Ärzte versuchten mit Pufferlösung gegenzusteuern, aber so viel sie auch gaben, es reichte nicht.

Am späten Nachmittag des 18. Dezember brach Yvonne weinend vor einer Krankenschwester zusammen: »Wann hat es unser Kilian denn endlich geschafft?« Es war das Signal, auf das sie in der Klinik seit Tagen gewartet hatten. Reinald Repp kam. Der Pater kam. Sie besprachen das Nötige. Dann stellte Repp die Zufuhr des Säurepuffers ab. Yvonne durfte Kilian in den Arm nehmen. Die Krankenschwester knipste die Lichtschalter im großen Raum der Intensivstation aus, wo neben Kilian noch fünf andere Frühchen in ihren Inkubatoren lagen. Frieda schlief. Nur noch die Kreislaufmonitore und Warnleuchten der Perfusoren spendeten ein spärliches Licht im dunklen Raum. Normalerweise piepte immer irgendwo ein Alarm, doch jetzt war es lange still. Yvonne hatte das Gefühl, dass sich all die kleinen Seelen von Kilian verabschiedeten.

Sie blickte auf den erleuchteten Christbaum vor dem Fenster. An Weihnachten wären sie nur noch zu dritt. Repp war bei ihnen geblieben. Als der Monitor schon lange eine Nulllinie zeigte, trat Johannes zum Chefarzt, reichte ihm die Hand: »Sie haben alles getan. Danke!« Was war das? Der Angehörige tröstet den Arzt? Repp wollte nicht, dass sie sahen, dass er Angst hatte. Angst, auch Frieda zu verlieren. Sie hatte die gleiche Darmentzündung wie Kilian.

Doch Frieda überwand die Krankheit. Sie nahm täglich neue Hürden. Als Yvonne und Johannes am 4. Januar 2011 in die Klinik kamen, nahm sie die Krankenschwester, die mittlerweile fast zu einer Freundin geworden war, beiseite und flüsterte verschwörerisch: »Wissen Sie, was heute für ein Tag ist? Heute wollen wir versuchen, Frieda zu extubieren!« Yvonne freute sich und hatte Angst zugleich. Sie wollte nicht zusehen. Die beiden fuhren nach Würzburg zum Shoppen, suchten ein Paar Sportschühchen für Frieda aus, kauften es dann aber nicht – wer wusste schon, ob sie jemals Schuhe brauchen würde. Doch als sie zurück ins Krankenhaus kamen, hatte

Frieda nur noch zwei Schläuche in der Nase, atmete aus eigenem Antrieb, eine Maschine unterstützte sie.

Der amerikanische Popsänger Stevie Wonder ist blind, weil er zu früh geboren wurde. Damals, im Jahr 1950, kannten die Ärzte noch kein Mittel gegen die drohende Netzhauterkrankung der Frühgeborenen. Heute werden die davon betroffenen Kinder etwa zehn Wochen nach der Geburt mit Augenlaser behandelt. Die Strahlen verhindern, dass Adern in die Netzhaut hineinwachsen und diese zerstören. Dabei aber richten sie auch Schaden an.

Deshalb habe er, Repp, mit Frieda etwas Besseres vor, erklärte er den Halters. Er wolle sie an die Uniklinik Gießen bringen, wo eine Professorin für Augenheilkunde Neugeborenen ein Mittel ins Auge injiziere, das eigentlich aus der Krebstherapie stamme, aber auch das Einwachsen von Adern in die Netzhaut verhindern könne. Die Methode sei gefahrloser und effektiver, aber noch im Versuchsstadium. Eine einzige Injektion reiche aus. Ob sie Bedenkzeit wollten?

Die Halters wechselten nur einen kurzen Blick. Sie hatten schon so oft zu Repps Maßnahmen Ja gesagt. Nie waren sie der Versuchung erlegen, im Internet zu recherchieren, ob es Alternativen gab, ob eine zweite Meinung sinnvoll wäre. Sie wollten nicht immer wissen, was alles passieren könnte. Warum also sollten sie sich jetzt Bedenkzeit ausbitten?

Und so fuhr am 1. Februar 2011 ein Krankentransport nach Gießen, hinten Frieda in ihrem Inkubator, und neben ihr: Chefarzt Reinald Repp. Er hatte sich verschiedene Gründe zurechtgelegt, warum es unbedingt nötig sei, dass nicht ein Assistenzarzt, sondern er selbst die vorgeschriebene ärztliche Begleitung übernahm. Zum einen wollte er das Prozedere in der Augenklinik selbst in Augenschein nehmen. Auch hielt Repp generell nicht viel von Anästhesisten, wenn es um Narkosen von Frühgeborenen ging. Er hatte deshalb schon öfter Streit riskiert. Frieda in einer fremden Klinik irgendeinem Anästhesisten überlassen, das konnte er nicht zulassen – er selbst würde die Narkose machen und überwachen!

Es könnte aber auch sein, gab er später zu, dass Frieda mittlerweile sein Augenstern war. Dass er stolz war, dass sie es schon so weit gebracht hatte. Dass es ihm schwer gefallen wäre, sie für so viele Stunden allein zu lassen.

Sie hat blaue Augen, die unablässig die Welt erforschen. Wer Frieda zum ersten Mal sieht, wundert sich über den durchdringenden Blick, mit dem sie ihr Gegenüber mustert – um dann zu lächeln und die Hand auszustrecken. Der Blick unterscheidet Frieda von den meisten Altersgenossen, außerdem die Tatsache, dass sie fast nie weint oder schreit.

19. März 2013, Frühlingsanfang. Weite Teile Deutschlands liegen seit Wochen unter einer dicken Schneedecke. Der Winter hat sich festgekrallt, ein eiskalter Wind fegt durch die Straßen. Frieda hat eine frische Erkältung, ihre Nase läuft unablässig. Sie hat schlecht geschlafen und ist früh aufgewacht. Auf dem Weg ins Krankenhaus fragt sich Yvonne unablässig, ob die entscheidende Untersuchung ausgerechnet heute stattfinden sollte – die Untersuchung, in der Friedas Intelligenz und ihre neurologische Entwicklung vermessen werden. Zwei Stunden soll sie dauern, und am Ende wird eine Zahl stehen: der EQ, Entwicklungsquotient. Er soll vorhersagen, wie Frieda für das Leben gerüstet ist. Welche Hürden wird sie nehmen, an welchen könnte sie scheitern? Wird sie jemals lesen lernen? Kommt sie in eine Grundschule oder Förderschule? Wird sie später einen Beruf erlernen oder wird sie eine Behindertenwerkstatt besuchen? All das sind Fragen, mit denen sich Yvonne seit zwei Jahren quält, heute wird sie richtungsweisende Antworten bekommen.

Frieda wäre heute zwei Jahre und vier Tage alt, wenn sie zum errechneten Geburtstermin auf die Welt gekommen wäre. Ihr echtes Alter zählt drei Monate und fünfzehn Tage mehr, aber für Kinderärzte ist das »korrigierte Alter« entscheidend für die Beurteilung des Entwicklungszustands.

Bei den regulären Vorsorgeuntersuchungen hat der Kinderarzt Friedas geistigen Zustand zuletzt mit »altersgerecht« bewertet, aber das bedeutet nicht viel, sondern gibt nur einen ungefähren Anhaltspunkt, weiß Yvonne. Frieda hört gut, sie ist auf einem Auge kurz-, auf dem anderen weitsichtig, braucht aber keine Brille. Ihr größtes

Problem: Mit 79 Zentimetern und 8,3 Kilogramm wiegt Frieda weniger und ist kleiner als 97 Prozent ihrer Altersgenossen. Fast alle extrem kleinen Frühgeborenen sind davon betroffen. Frieda liebt Kalorienbomben, fettige Pommes frites und Schokolade, doch sie isst so wenig, dass es nicht zum Zunehmen reicht. Ein Trost ist für Yvonne die Aussage ihres Kinderarztes, dass sich die Essstörung bei den meisten Frühgeborenen bis zum vierten Lebensjahr »auswächst«.

Wo bleibt nur der Arzt? Um halb zehn war Termin, jetzt ist es kurz vor zehn. In spätestens zwei Stunden wird Frieda müde werden, heute wegen der schlechten Nacht vielleicht noch früher. Endlich taucht er auf, ein großgewachsener schlanker Mann um die 50 mit Designerbrille, wenigen grauen Stoppelhaaren. Es ist Dr. Isselstein, der Mann, der Kilian und Frieda im ersten Versuch intubiert hat, dessen ruhiger Hand das Mädchen sein Leben verdankt. Er hat zunächst nur Augen für sie, spricht mit ihr, strahlt sie an. Sie lächelt zurück, gibt ihm das Händchen.

»Zeig mir doch mal, wo deine Nase ist«, sagt er. Frieda kann alles korrekt zuordnen, auch Mamas Lippen und seinen Bauch – versteht also die Bedeutung von »mein« und »dein«. Die Spannung ihrer Muskeln ist normal, keine Spastik, sie kann auf einem Bein stehen, sie kann rennen, auch wenn es »etwas tapsig« aussieht, wie Isselstein meint. »Aber das kann sie noch leicht aufholen«, beeilt er sich zu sagen, als er die Sorgenfalte auf Yvones Stirn bemerkt. Friedas Körpergröße solle sie in den kommenden zwei Jahren im Blick behalten, meint er. »Damit wir rechtzeitig abpassen, ob sie Wachstumshormone braucht. Nicht dass sie später nur die einsvierzig erreicht und Ihnen Vorwürfe macht.« Nach zwanzig Minuten sein Fazit: leichte Entwicklungsverzögerungen im motorischen Bereich, mit Ergotherapie und Turnen noch gut aufholbar.

Beatrix Ruppel ist Erzieherin und zuständig für die psychologischen Tests. Frieda soll geometrische Bausteine in die dazu passenden Formen legen, Türme aus Bauklötzchen bauen, auf Zeichnungen Gegenstände benennen. Als sie einen Frosch als »Losch« bezeichnet, dann aber auch der Käse »Losch« heißt, wird die Mutter nervös: »Das kennst du doch schon, Frieda, isst du doch so gern.« Das Wort »Auto«

kennt sie, aber immer wenn sie das Bild vorgelegt bekommt, sagt sie »Brrm Brrm« oder »Tatütatü«.

»Kann sie schon Zwei-Wort-Sätze?«, fragt die Erzieherin. »Auch Drei-Wort-Sätze, seit Weihnachten schon«, sagt die Mutter. Während die Untersuchung fortschreitet, brabbelt Frieda in einem fort. Jedes neue Wort lässt sich die Erzieherin von der Mutter »übersetzen«, notiert es auf einem Extrazettel, am Ende sind 50 zusammengekommen. Für Yvonne ist schwer zu erkennen, wie sich Frieda schlägt. Manche Tests wiederholt die Erzieherin viele Male, stoppt die Zeit und scheint immer noch nicht zufrieden. Unablässig notiert sie die Ergebnisse in einer Skala, auf der links die Zahl der Monate steht, zu denen Kinder imstande sein sollten, die jeweiligen Aufgaben zu lösen. »N« für nein, »J« für ja. Sechs Bauklötzchen zu stapeln ist Minimum, Frieda schafft nur fünf: »N«, gnadenlos! Nach eineinhalb Stunden aber bricht Frieda ein.

»Sie hatte so eine schlechte Nacht ...«

»Nicht schlimm, das reicht mir schon ...«

Kurzes Schweigen, die Erzieherin vollendet ihre Notizen, Frieda versucht sich immer noch an dem Turm aus Bauklötzen.

»Und was denken Sie?«

Die Erzieherin blickt auf, strahlt: »Es ist ein Wunder.«

Reinald Repp weiß, dass er Glück mit Frieda hatte. Ihr EQ ist hoch, Frieda liegt im oberen Drittel aller Kinder im gleichen Alter, inklusive der regelrecht Geborenen. Soweit er es jetzt beurteilen kann, werden ihr alle Türen des Lebens offenstehen, vielleicht könnte sie sogar das Gymnasium und Abitur schaffen.

Die Zeitungen feierten Frieda als »jüngstes Frühgeborenes Europas«. Nur einmal, 1987, war in Kanada ein gleich alter Junge zur Welt gekommen. Jedoch zweifelt Repp, ob das stimmen kann, denn damals war die Technik noch nicht gerüstet für so junge Frühchen, und eine Fachpublikation fehlt. Es gibt nur Zeitungsberichte und einen Eintrag im *Guinness Buch der Rekorde*.

Repp ist nicht stolz auf den »Rekord«, das Wort findet er unangebracht angesichts der Dramatik extremer Frühgeburten. Aber er ist erleichtert, dass alles so gut abgelaufen ist. Trotz dieses Erfolgs haben ihn immer noch genug Fachkollegen auf den Kongressen angegriffen oder in Interviews gesagt, er hätte Friedas Überleben auf keinen Fall zulassen dürfen. Das Mädchen werde sein Leben lang behindert sein. Er hätte eine Grenze überschritten, die die Ärzte nicht überschreiten sollten. Technik mache heute Unmögliches möglich, die Leidtragenden seien später die Eltern und Kinder. Repp aber fand, er hätte nicht anders handeln können, die Halter hatten ihren Willen zu klar kundgetan.

Er wusste auch: Wenn Frieda eine der vielen Abzweigungen in Richtung Tod genommen hätte, so wie Kilian, stünde er für alle am Pranger. Jetzt aber war Frieda der lebende Beweis für das, woran er immer schon geglaubt hatte: dass sich die Ärzte nicht nur von Zahlen leiten lassen dürfen, egal, ob Schwangerschaftswochen und -tage oder aber das Geburtsgewicht.

Yvonne will jetzt lernen, Frieda loszulassen. Bisher hat sie ihre Tochter nur wenigen Menschen anvertraut – ihren Eltern, Johannes Mutter, Friedas Patentante. Doch immer wächst ihre Angst nach wenigen Stunden ins Unermessliche, kriecht ihr in die Brust und den Bauch. Es ist die Angst, dass Frieda sterben könnte. Seit zweieinhalb Jahren ist diese Angst nicht von ihr gewichen. Eine Erkältung Friedas, ein leichter Husten reichen schon aus, um sie aufflammen zu lassen.

Die Tagesmutter haben Yvonne und Johannes schon ausgesucht. Sie ist selbst Mutter, 32 Jahre alt. Frieda war schon zwei Mal für eine Stunde dort. Sie versteht sich gut mit der Frau.

Am 20. März 2013, nur einen Tag nach der Untersuchung, beginnt nun ein neuer Lebensabschnitt für Frieda und Yvonne. Fünf Stunden täglich, Montag bis Freitag, soll das Mädchen bei der Tagesmutter verbringen. In der ersten Woche bleibt Yvonne noch dabei. Am dritten Tag verlässt sie die Wohnung der Tagesmutter für eine halbe Stunde. Für Frieda ist das in Ordnung – sie scheint darauf zu vertrauen, dass die

Mutter wiederkehren wird. Ein Zeichen für eine gute Mutter-Kind-Bindung, die vorübergehende Trennungen aushalten wird.

In den folgenden Monaten wird Yvonne jederzeit erreichbar sein, kann vorbeikommen, falls sich Frieda nicht eingewöhnt. Sie hat auch wieder angefangen zu arbeiten. Es ist an der Zeit, zu einem normalen Leben zurückzukehren, findet sie.

Yvonne und Johannes wollen noch ein zweites Kind – beziehungsweise »ein drittes«, denn Kilian zählt mit. Ihr Bauernhaus steht zum Verkauf. Hier werden sie nie aufhören, an Kilian zu denken. Eine Holzkiste im Wohnzimmer trägt seinen Namen, ein Geschenk der Klinik. Sein erstes Mützchen, an dem die Atemmaske befestigt war. Ein Paar Schühchen aus Wolle, gestrickt von einer Freundin, Yvonnens Daumen passt hinein. Kilian hat sie nie getragen. Eine CD mit Fotos, aufgenommen nach seinem Tod, ohne Schläuche, ohne Maske – sie haben nur ein Bild davon angeschaut, es war nicht mehr ihr Kilian.

Und eine Postkarte mit Sätzen von Antoine de Saint-Exupéry:

*Wenn du bei Nacht
den Himmel anschaust,
wird es dir sein,
als lachten alle Sterne,
weil ich auf einem von ihnen wohne,
weil ich auf einem von ihnen lache.
Du allein wirst Sterne haben,
die lachen können!*

Sonderpreis

Laudatio: Denis Scheck

Jetzt muss natürlich der Satz kommen: „Die Jury hat es sich verdammt leicht gemacht“ – weil wir diesen Sonderpreis gefordert und bekommen haben. Was die Alltagsfloskel „mir fehlen die Worte“ zum Ausdruck bringt, erhebt das Bildinterview „Sagen Sie jetzt nichts“ des SZ-Magazins zur Kunstform. Im Idealfall erweitert sie das Spektrum des Sagbaren damit paradoxerweise gewaltig, und besonders ein „Sagen Sie jetzt nichts“-Interview hat das in diesem Jahr exemplarisch geleistet. Weshalb Alfred Steffen, Tobias Haberl und Alexandros Stefanidis den Sonderpreis des Deutschen Reporterpreises erhalten für ihr Interview mit... *(Scheck zeigt den Mittelfinger)*

SAGEN SIE JETZT NICHTS

PEER STEINBRÜCK

*Geboren: 10. Januar 1947 in Hamburg Beruf: Politiker
Ausbildung: Studium zum Diplom-Volkswirt an der Uni Kiel
Status: Ein Mann sieht rot*



**Herr Steinbrück, Sie und Ihre Frau sind seit 38 Jahren verheiratet.
Ihr Tipp für eine lange, glückliche Ehe?**

Peer Steinbrück kommt direkt vom Bundestag ins Berliner Studio unseres Fotografen. Gut gelaunt, leger, ohne Krawatte. Die entscheidende Phase des Wahlkampfes liegt noch vor ihm. Sein Elan ist spürbar. Man hat den Eindruck, als wolle er gleich das Jackett ausziehen und die Ärmel hochkrepeln, um allen zu zeigen: Die miesen Umfragewerte, der mehr als holprige Start als SPD-Kanzlerkandidat, die atmosphärischen Störungen mit Sigmar Gabriel – juckt mich alles gar nicht mehr, jetzt geht's bei null los! Der Mann glaubt unverdrossen an seine Siegchance bei der Bundestagswahl. Sein Pressesprecher Rolf

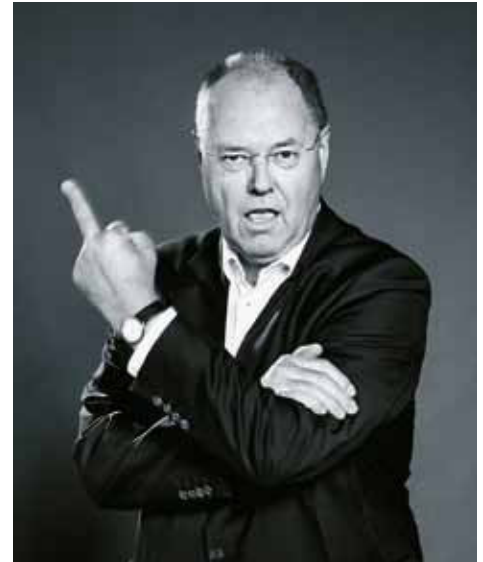
Kleine, der ehemalige *Bild*-Journalist, begleitet ihn. Das Interview dauert gerade einmal 25 Minuten. Steinbrück überlegt bei jeder Frage nur kurz, greift manchmal auf herumliegende Requisiten aus dem Fotostudio zurück und antwortet meist spontan. Für Presseemann Kleine bei einer Antwort »vielleicht etwas zu spontan«. Dieses Foto mit dem Stinkefinger, das würde er gern streichen, sagt Kleine beim Betrachten der Fotos nach dem Interview. Aber Steinbrück – bekannt für seine gradlinige Art, für seine Ecken und Kanten – lässt sich nicht dreinreden: »Nein, das ist okay so.«



Nur 26 Prozent würden zurzeit die SPD wählen. Liegt das an Ihnen?



Der FDP-Chef Philipp Rösler spricht Ihnen die Befähigung zum Bundeskanzler ab. Haben Sie eine Botschaft an ihn?



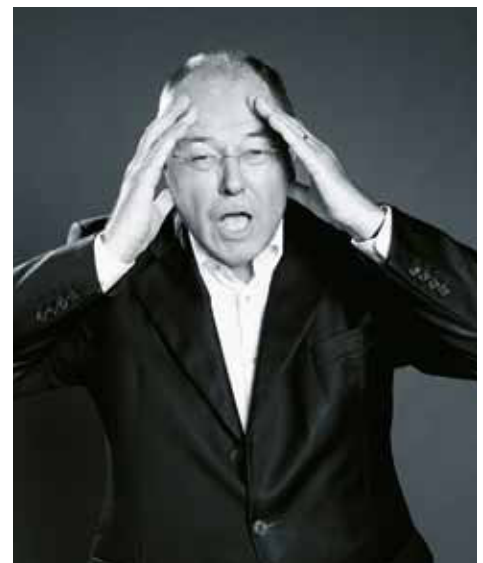
Pannen-Peer, Problem-Peer, Peerusconi – um nette Spitznamen müssen Sie sich keine Sorgen machen, oder?



Eine Stillfrage: Tragen Sie unterm Hemd noch ein Unterhemd?



Auf einer Skala von eins bis zehn: Wie gut ist Angela Merkel als Krisenmanagerin? (1 = grottenschlecht, 10 = meisterhaft)



Wie würden Sie reagieren, wenn die Grünen nach der Wahl aus Mangel an Alternativen doch mit der Union koalieren?

Fotos: Alfred Steffen

Weitere Fragen und Bilder finden Sie auf www.sz-magazin.de und in unseren Tablet-Ausgaben.

Beste Web-Reportage

Laudatio: Sascha Lobo

Wir haben ernsthaft in unserer im Durchschnitt 70 Jahre alten Jury beim Thema Web-Reportage irgendwann darüber diskutiert, ob tatsächlich das Web und die Reportagen, die darin angeboten werden, schon preiswürdig seien oder ob man nicht doch lieber etwas abwarten sollte. Ich muss auch erst einmal eine gewisse Erschütterung von dieser Abendveranstaltung verdauen, dass noch ernsthaft im Jahr 2013 so offensiv zwischen online und offline unterschieden wird. Das ist für mich bizarr, wo es doch eigentlich um Journalismus geht.

Als dann die Stimmung so hoch gekocht ist, dass jetzt – um mit den Worten von Timm Klotzek zu sprechen – eine Abstimmung über die Abschaffung des Internets mit fünf zu drei Stimmen gegen das Internet ausgegangen wäre, haben wir uns entschlossen etwas zu tun, was am Ende auch im Sinne aller beteiligten Jurymitgliedern war, denen ich für die angeregte Diskussion und ihrem fortgesetzt ignorierenden Votum danken möchte - wir haben uns für die beste Arbeit entschieden.

Ich stehe hier aus voller Überzeugung für den Gewinner der Web-Reportage. Er hat sich durchgesetzt gegen eine Konkurrenz, die sich um weitaus schwerere Weltthemen gekümmert hat. Es ist ein sehr witziger, wenn nicht der witzigste Text unter allen nominierten Arbeiten. Dazu noch in einem Bereich, der, glaube ich, für Reportagen gar nicht so oft ausgezeichnet wird, nämlich im Bereich Sport.

Dirk Gieselmann hat gewonnen mit seiner tickerhaften, exzellent und sehr kenntnisreich vorbereiteten Live-Reportage. Er hat das Spiel Ecuador gegen Deutschland im Mai dieses Jahres live gecoverd und hat – daran kann man vielleicht schon erahnen, in welche Richtung das geht – als Überschrift gewählt: „Werbung für den Handball“. Sie merken schon am Lachen im Saal: Das amüsiert nur manche - die aber sehr. Der Autor schafft es, Jogi Löw und Helge Schneider in einen Kontext zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

setzen; unter den vielen kenntnisreichen, detaillierten, liebevollen und wahnsinnig lustigen Einschüben gibt es die Information, dass Bodo Illgner einen erotischen Roman geschrieben hat - und das Zitat „In freudiger Erwartung schwoll mein Penis“ kommt dann der exakt richtigen Stelle. Dieser Preis ist absolut verdient!

Der Link zur Web-Reportage:

<http://www.11freunde.de/liveticker/ecuador-deutschland-im-11freunde-liveticker>